
Die
Auswanderer nach Brasilien.
Von
Amalia Schoppe, geb. Weise.
Berlin.
Verlag der Buchhandlung von C. Fr. Amelang.
(Brüderstraße No. 11.)


Pag. 130.
F. Wolf del.
Lud. v. Meyer jun. sc.

Die Auswanderer nach Brasilien

oder

die Hütte am Gigitonhonha.

Nebst

noch andern moralischen und unterhaltenden

Erzählungen

für

die geliebte Jugend von 10 bis 14 Jahren.

Von

Amalia Schoppe, geb. Weise.

Pag. 17.



Berlin.

Verlag der Buchhandlung von C. F. Amelang.

[Brüder-Str. № 11.]

Die Auswanderer nach Brasilien;
oder:
Die Hütte am Gigitonhonha.
Erzählung.

Erste Abtheilung.

1.

Ihr habt gewiß schon oft davon gehört, meine theuren, geliebten Kinder, daß aus dem mit Menschen fast überfüllten Europa, dessen Boden kaum mehr die erforderliche Nahrung für die Vielen hervorzubringen vermag, Leute nach andern Welttheilen, namentlich aber nach Amerika, auswandern, um dort unter einem andern Himmelsstriche das zu suchen, was ihnen in der Heimath zu fehlen begann, nämlich Nahrung und hinreichenden Unterhalt.

Viele dieser Armen haben sich freilich in ihren fröhlichen Erwartungen und oft allzu hoch gespannten Hoffnungen getäuscht gesehen, denn statt ein glücklicheres Loos zu finden, fanden sie Mangel, Elend und Sclaverei, während Andre wieder weit über ihre Erwartung glücklich wurden.

Unter den Ländern in Amerika, wohin Europäer, durch wirklich drückenden Mangel oder durch Auswanderungssucht getrieben, ihre Zuflucht in neuerer Zeit zu nehmen pflegen, steht Brasilien oben an.

Dieses große Reich in Süd-Amerika, zum Theil zwischen den Wendekreisen gelegen, also unter dem von der Natur in Hinsicht der Vegetation am meisten begünstigten Himmelsstriche, hat einen Flächeninhalt von mehr als 100,000 Quadratmeilen, wovon kaum 1000 angebaut sind, und bietet so den Auswanderern große Hoffnungen für ihr Fortkommen dar.

Früher war dieses ungeheure Reich nur eine Provinz des in Europa nicht eben bedeutenden Königreichs Portugal, und wurde von Vicekönigen und Statthaltern regiert. Seit dem Jahre 1822 hat sich Brasilien jedoch von Portugal gänzlich

losgesagt, und der Kronprinz dieses letztern Landes ist als Kaiser von Brasilien unter dem Namen Peter I. feierlich ausgerufen und anerkannt worden, so daß dieses Reich jetzt einen von Europa durchaus unabhängigen Staat bildet, dessen wachsende Größe vielleicht dereinst ganz Süd-Amerika furchtbar werden kann.

Wenn die Bevölkerung in Europa nun fast allzu stark für diesen, im Vergleich mit Amerika, sehr kleinen Welttheil ist, so leidet Brasilien dagegen einen großen Mangel an Einwohnern, denn man zählt nur **4,221,000** Menschen auf seine **100,000** Quadratmeilen Flächeninhalt, und so ist die gegenwärtige Regierung stets darauf bedacht, Fremde, besonders Europäer, in das Land zu ziehen, die sie zum Theil mit großen Versprechungen dahin lockt, welche aber selten erfüllt werden.

Trotz dem, und nach so vielen traurigen Erfahrungen, welche von den unglücklichen Auswanderern gemacht worden sind, gehen doch noch jährlich viele, viele Schiffe mit Männern, Frauen und Kindern ab, die ihr Glück in Brasilien suchen wollen, und mancher junge Mann hat wohl von golde-

nen Bergen geträumt, indem er mit fröhlichem Muthe ein Schiff bestieg, das Auswanderer nach dem gepriesenen Brasilien brachte; Mancher setzte wohl seine letzte Habe daran, um nur die Kosten der Ueberfahrt, die ziemlich bedeutend sind, bestreiten zu können.

2.

Nicht Wandrungssucht, nicht Uebermuth war es, die Vater Riemann, einen fleißigen, wackern Landmann in Würtemberg, zu dem Entschlusse trieben, mit den geliebten Seinigen die theure Heimath, den väterlichen Boden zu verlassen, um in der Ferne ein ungewisses Glück zu suchen.

Mißwachs, Hagelschlag und Viehsterben hatten nach und nach den einst so blühenden Wohlstand dieser Familie völlig untergraben, und jetzt stand Vater Riemann wieder vor seinen Getreidefeldern, die ein Hagelschlag verwüstet hatte. Die grünen, reich gefüllten Halme lagen alle am Boden; auch nicht ein einziger war dem Verderben entgangen und aufrecht stehen geblieben. Diese Felder waren die letzte Hoffnung der Armen

gewesen, denn wenn der Ertrag derselben reichlich ausfiel, so konnten sie sich noch retten und durften nicht allein auf hinlängliche Nahrung im Laufe des Jahres für sich rechnen, sondern auch noch auf einen kleinen Ueberschuß hoffen, um einen Theil der seit zwei Jahren schuldigen Pacht abtragen zu können, denn Vater Riemann besaß kein eigenes Grundstück, sondern hatte ein solches nur von einem reichen Gutsherrn gepachtet; nur die kleine, unscheinbare Hütte mit dem unbedeutenden Gemüsegärtchen war ein Erbtheil seines Vaters, und auch diese war bereits sehr verschuldet, weil stets sich erneuende Unfälle ihn gezwungen hatten, Geld darauf aufzunehmen, oder anzuleihen.

»Gott, mein himmlischer Vater,« sagte der Greis, indem er mit Thränen im Auge auf die verwüsteten Felder sah, »deine Hand trifft mich schwer! — Doch dein heiliger Wille geschehe!« fügte er nach einer Weile hinzu, den Blick andächtig zum Himmel erhebend, denn voll Ergebung in den Willen des Höchsten war sein Herz, wie das jedes guten, wahrhaft frommen Menschen.

Ja, Kinder, meine theuren, geliebten Kinder, lernt auch Ihr recht aus der Fülle des Herzens die schönen, ergebungsvollen Worte beten: »Vater, dein Wille geschehe!« wenn Euch Unglück und Schmerz trifft, denn das ist ja der höchste Trost des Leidenden, jedes Schicksal, sei es welches es wolle, aus der Hand des allweisen, alliebenden Vaters im Himmel zu empfangen. Ich selbst, die ich in diesem Augenblick so recht von Herzen ernst und feierlich gestimmt zu Euch rede, habe recht oft schon im Leben so gebetet, und es kam dadurch ein Trost, eine Beruhigung über mich, die dem bittersten Lebensschmerze seinen Stachel raubten. Und hernach, wenn nun die Stunden der Trübsal vorüber waren, wenn die ersten Strahlen der Sonne eines schönern Glücks nun durch die mich umgebende Nacht brachen, dann erkannte ich mit freudigem Herzen, daß mich meine Hoffnungen nicht getäuscht hatten, daß ich nicht vergebens der Huld, Gnade und Weisheit meines Schöpfers vertraut hatte, denn oft war eben das die Quelle eines größern, reichern, schönern Glücks geworden, wovon ich gesagt hatte: »Ist's möglich, so nimm diesen bittern Kelch von mir!« Nach

solchen Erfahrungen, die auch Ihr machen möget, meine Geliebten, wird das Herz ruhig und gefaßt — wird es mit Ergebung in den Willen des Höchsten erfüllt, und welches Gut der Erde kommt diesem wohl gleich?

Vater Riemann war auch so ergeben, und obgleich er nicht einsah, wie es möglich sein werde, daß er den geliebten Seinigen ferner noch Brod und Obdach geben könne, so verzweifelte er dennoch nicht und dachte bei sich: »Der, welcher die Lilien auf dem Felde kleidet und den jungen Raben ihr Futter giebt, wird dich auch nicht vergessen noch versäumen.«

Eben wollte er sich jetzt wieder nach Hause begeben, als er in der Ferne singende Stimmen hörte; es waren Männer, Frauen und Kinder, die das jetzt überall verbreitete Volkslied sangen:

»Brasilien ist nicht weit von hier,« u. s. w.

wodurch sie sich gleichsam zu ihrer mühevollen, beschwerlichen Wanderschaft aufzumuntern schienen.

Es dauerte nicht lange, so sah er den Trupp, etwa aus 70 bis 80 Leuten jedes Alters und Geschlechts bestehend, her-

ankommen. Alle trugen Bündel auf dem Rücken, Einige solche auch unter dem Arm. Mütter führten ihre kleinern Kinder, die kaum fort konnten, liebevoll an der Hand und baten die Andern, nicht so schnell zu gehen, um nicht mit den armen Kleinen zurückbleiben zu müssen. Starke, rüstige Bursche zogen kleine Karren und Wagen, worauf in bunter Unordnung mancherlei Geräth gepackt war; einige Hunde, die treu ergebenen Begleiter der Menschen, folgten dem Zuge und hielten sich immer an der Seite ihrer Herren, die sie auch im Unglück nicht verlassen wollten, manchem Menschen zur Beschämung, der nur so lange ein treuer Begleiter auf der Lebensreise bleibt, als das Glück seinem Freunde lächelt. Alle gingen baarfuß, theils des leichtern Fortkommens wegen, theils um das Fußzeug zu schonen. Einige alte Männer rauchten aus kurzen, schwarz gebrannten Pfeifen; Kinder nagten an Brodrinden, ihnen von dem frommen Mitleid in den Dörfern gereicht, durch die der Zug gegangen war, und wo Armuth herrschte, wie unter ihnen. Ein muntrer Bursche hatte seine Rohrflöte hervor-



Pag: 9.

gezogen und spielte im Fortwandeln die Melodie des oben angeführten Volksliedes, wozu Andere sangen.

Der Zug ging dicht an Vater Riemann vorüber, und freundlich grüßte Jeder den wackern Landmann.

»Wohin geht Euer Weg?« fragte der Greis einen robusten Mann in den besten Jahren, der eins seiner Kinder, einen Säugling, auf dem Arme trug, während das andere, ein hübscher, rothbäckiger Knabe, munter neben ihm hertrabte.

»Unser Lied sagt es Euch,« antwortete ihm der Mann, einen Augenblick bei ihm stillstehend.

»Also nach Brasilien?« fragte Riemann weiter.

»Ja, nach Brasilien; hier müßten wir ja verhungern, denn der Boden will uns nicht mehr ernähren; da wollen wir denn unser Glück in dem Lande suchen, wo Haufen von Gold und Silber hell am Tage liegen sollen, wie Viele uns versichert haben. Nun, finden wir denn auch das nicht, so wissen wir doch gewiß, daß Land genug — und überflüssig — für fleißige Hände da ist, und daß wir dort nicht zu verhungern brauchen.«

»Wo schifft Ihr Euch denn ein?« war Riemanns Frage, dessen Seele plötzlich wie durch einen Lichtstrahl erhellt wurde.

»In Holland, wo Schiffe in Menge bereit liegen, um Auswanderer nach der neuen Erde zu führen. Doch gehabt Euch wohl; die Andern sind schon weit voraus und ich muß eilen, um sie wieder einzuholen!«

»Gott segne Eure Wanderschaft!« rief Riemann ihm nach.

»Danke! danke!« erscholl es zurück, und bald war der bunte Zug seinen Augen entrückt, weil er um einen Hügel gebogen war, der den Eingang des weiter hinunter liegenden Thals versperrte.

»Nach Brasilien!« sagte Riemann bei sich, indem er in Gedanken versunken den Rückweg zu seiner Hütte antrat. »Ich muß mir die Sache näher überlegen und dann? — Wer weiß, ob Gott mir nicht den Weg zur Rettung durch diese Leute gezeigt hat!«

3.

»Kinder,« sagte Vater Riemann, als er zu den Seinen in die Hütte trat, die an den Zügen seines Gesichts abnehmen wollten, ob alle Hoffnung für die Ernte verloren sei, »Kinder, der Hagelschlag hat unsre schönen Saatäcker gänzlich verwüstet, und an eine Ernte ist dieses Jahr nicht für uns zu denken. . . . . . .«

Er wollte weiter fortfahren, aber der Ausruf: »Daß Gott erbarm!« von den Lippen aller Anwesenden unterbrach ihn. Margarethe, seine älteste, schon verheirathet gewesene, aber bereits wieder zur Wittwe gewordene Tochter, für die und deren Säugling der Vater seit dem Tode ihres Mannes auch wieder zu sorgen hatte, fügte noch dem Ausruf der Uebrigen die Worte hinzu: »So sind wir ja verloren, ganz verloren und unglücklich!«

»Wir sind arm, meine Tochter,« entgegnete ihr der gottesfürchtige Greis; »aber wir sind weder ganz unglücklich noch verloren, denn das ist ja nur der sündhafte, lasterhafte Mensch.

Es ist wahr, uns hat ein schweres Mißgeschick getroffen und mit trüben Blicken müssen wir der Zukunft entgegen sehen; doch thaten wir nichts Böses, wichen nicht vom Wege Gottes ab, und so dürfen wir nicht verzagen, denn unser himmlischer Vater wird uns nicht verlassen; und hört nur, mich dünkt, er hat mir schon den Weg der Rettung gezeigt. Ihr wißt, daß der Kaiser von Brasilien fleißigen Leuten, die in sein Land kommen, Unterstützung angedeihen läßt, ihnen Boden zum Bebauen, ja selbst Getreide und Ackergeräth schenkt, weil sein großes Reich nicht genugsam bevölkert ist, und überdieß die Eingebornen wenig vom Ackerbau verstehen......«

»Nun, Vater, was wollt Ihr mit diesen Reden?« unterbrach ihn sein ältester Sohn Conrad, ein wackrer, rüstiger Bursche, indem er den Vater mit forschenden Augen ansah.

»Ich wollte Euch nur vorschlagen, meine Kinder,« fuhr Riemann fort, »diese Hütte und alles Ueberflüssige zu verkaufen, für den Erlös unsre Schulden zu bezahlen — denn als ehrliche Leute wollen wir von hier gehen — und uns für den Ueberrest des Geldes sämmtlich nach Brasilien hinüberschiffen

zu lassen, wo wir, wenn wir fortwährend fleißig und brav sind, im Schweiße unsers Angesichts unser Brod wohl finden werden.«

»Das ist ein guter, vernünftiger Vorschlag, Vater!« rief Conrad feurig, denn wie alle junge Leute, hatte er den Trieb in sich, ferne, unbekannte Gegenden sehen zu wollen; und zudem, was hatte man denn in der Heimath zu erwarten, als Noth und Elend?

Margarethe aber und die andern Kinder — denn eine Frau hatte Riemann schon seit Jahren nicht mehr — schlugen die Augen nieder, und ein Seufzer stahl sich aus ihrer gepreßten Brust. Ach! es schien ihnen so schwer, sich von der geliebten Heimath, von dem theuren Boden zu trennen, der sie werden sah! Ihr Gärtchen sollten sie verlassen, in dem sie jeden Strauch gepflanzt hatten; den einzigen Kirschbaum, dessen Früchten sie jedes Jahr mit solcher Sehnsucht entgegen gesehen; die Hollunder-Laube, die ihnen Schutz und Kühlung gab, wenn sie nun von der heißen Feldarbeit heimkehrten und ein Viertelstündchen im Schatten derselben ruhen konnten; ach!

und mehr als alles dieses betrübte sie der Gedanke, auch das Grab der theuren, früh dahingeschiedenen Mutter nicht mehr sehen, es alljährlich nicht mehr am Todestage derselben mit frischen Blumen und Kränzen schmücken zu sollen!

Vater Riemann errieth, was in ihren Herzen vorging, und auch er seufzte; dann aber sprach er nach einer ziemlich langen, bedeutungsvollen Pause:

»Ich weiß, was Ihr Andern mir einzuwenden haben könnt; aber ich sehe nur noch diesen Weg der Rettung für uns, denn betteln, Kinder, betteln können wir ja doch nicht, und Arbeit ist für uns in dieser ganzen Gegend nicht zu finden, die mit Menschen allzusehr schon überfüllt ist.«

»Ja, Vater, Ihr habt Recht,« sagte Margarethe, tief aufseufzend und den geliebten Säugling an ihren mütterlichen Busen drückend; »Ihr habt Recht, wir müssen fort von hier!«

»Ja, wir müssen fort!« ertönte es im Kreise und jedes Auge wurde feucht; nur Conrad sah mit hochroth glühender Wange und funkelndem Auge d'rein, denn ihm war die weite Reise, die Aussicht auf ein fernes, unbekanntes Land, eben recht.

Zweite Abtheilung.

I.

Die Hütte, so wie Alles, was nur irgend noch entbehrt werden konnte, war jetzt von Vater Riemann verkauft worden; er bezahlte alle seine kleinen Schulden, nahm von seinen Nachbarn und Freunden Abschied, wobei es nicht ohne recht viele Thränen abging, denn Alle liebten und schätzten den braven, guten Mann, und ermahnte dann die Seinen, sich auf die Trennung von der geliebten Heimath gefaßt zu machen, denn der Tag sei da, wo sie diese verlassen wollten.

Nachdem Riemann Alles bezahlt und berichtigt hatte, blieb ihm noch eine Summe von 300 Thalern übrig, und mit dieser sollten fünf Personen, außer Margarethens Säuglinge, nicht nur die Reise nach Holland, sondern auch die Ueberfahrt nach dem fernen Brasilien bestreiten; tief auf seufzte der Greis, wenn er dieses, nach Verhältniß so geringe, Geld ansah; doch ließ er den Muth nicht sinken, auch jetzt fest auf Gott vertrauend.

»Du, Conrad,« sprach er zu seinem ältesten Sohne, als nun alle Anstalten zur Abreise getroffen waren, »Du, als der Rüstigste von uns, magst vorausgehen und für uns Plätze auf einem zu Amsterdam liegenden Schiffe bedingen, denn dort, wie ich weiß, gehen diejenigen ab, welche Auswanderer nach Süd-Amerika bringen; wenn wir dann nachkommen, ist Alles bereit, und wir können dann vereint unsre Fahrt antreten. Hier hast Du zehn Thaler; mit diesem Gelde wirst Du gewiß die Reise machen können.«

»Vater,« rief Conrad, »ich bedarf nicht der Hälfte von diesem Gelde; Gott soll mich bewahren, eine so große Summe zu verbrauchen!«

»Nimm sie immerhin an, mein Sohn,« sagte der Vater; »was Du übrig behältst, kommt uns ja späterhin wieder zu Gute.«

Conrad widersprach nicht länger, steckte das Geld ein, nahm seinen Bündel, nebst dem seiner Schwester Margarethe, die den ihrigen nicht fortbringen konnte, weil sie ihren Säugling zu tragen hatte, auf den Rücken und trat wohlgemuth

seine Reise an, etwas langsamer von den Uebrigen gefolgt, denn wenn auch seine jüngere Schwester Anna und sein Bruder Wilhelm, die funfzehn und siebenzehn Jahr alt waren, schnell genug gehen konnten, so erlaubte doch das Alter dem Vater nicht, so rüstig vorwärts zu schreiten, wie er, und auch Margarethe wurde durch ihre theure Bürde, ihren geliebten Säugling, zu bedächtigern Schritten angehalten.

Auf dem Hügel vor dem Dorfe standen Alle still und blickten noch einmal nach der geliebten Heimath hin, die sie nun wohl nie mehr im Leben wiedersehen sollten.

Margarethens Blicke hingen an der großen Linde vor dem Pfarrhofe, wo sie ihren geliebten verstorbenen Mann zuerst gesehen, und unter deren kühlen Schatten sie in fröhlicher Jugend so manchen Tanz an Sonn- und Festtagen gemacht hatte. Vater Riemann schaute noch einmal auf den Kirchhof zurück, unter dessen Erdhügel sein getreues Weib, die liebevolle Mutter seiner Kinder, die Gefährtinn früherer, glücklicherer Tage, den ewigen Schlaf schlief, und die Blicke Annens und Wilhelms hingen an dem geliebten Gärtchen, in dem der

uns bekannte, von ihnen mit eigner Hand gepflanzte Kirschbaum mit seinen schönen, rothen Früchten stand, die hell im Glanze der eben aufgehenden Sonne schimmerten.

»Jetzt kommt!« sagte der Vater, den Seufzer zurückdrängend, der seine Brust hob; »kommt, Kinder, wir werden sonst noch ganz wehmüthig; es ist besser, wir scheiden schnell von hier!«

»O hartes, hartes Schicksal!« rief Margarethe, eine Thräne, die heiß über ihre Wange rollte, mit der flachen Hand abtrocknend.

»Wer weiß, wozu es gut ist? und gut ist es gewiß,« entgegnete ihr der Vater gefaßter. »Laßt uns unter einem frommen Liede aus der geliebten Heimath ziehen,« fuhr er fort, und stimmte dann mit bebender Stimme das schöne Lied an:

»Wer nur den lieben Gott läßt walten,« u. s. w.

2.

Nach vielen Mühseligkeiten und Beschwerden langte man

endlich in der großen, berühmten Stadt Amsterdam, der zweiten Handelsstadt der Welt, an. Vater Riemann begab sich, nachdem er ein schickliches Obdach für die Seinen gefunden hatte, nach dem Hafen, in dem viele Schiffe lagen und wohin er Conrad beschieden hatte, von dem er vermuthen durfte, daß er schon lange vor ihnen angelangt sein würde.

Er hatte sich hierin auch nicht getäuscht, denn in einem am Strande auf- und abwandelnden Jünglinge erkannte er sogleich seinen Sohn und eilte auf ihn zu.

»Wie steht es, Conrad, hast Du ein Schiff für uns gefunden, und sind die Preise nicht allzu hoch?« fragte er ihn, ihm die Hand herzlich drückend.

»Es ist Alles schon abgemacht,« entgegnete ihm Conrad, einen Seufzer mit Gewalt zurückdrängend, der in seiner Brust emporstieg. »Für zweihundert Thaler, die habt Ihr doch noch, Vater? — für zweihundert Thaler nimmt uns ein Capitain, dessen Schiff segelfertig liegt, nach Brasilien hinüber.«

»Wie, für zweihundert Thaler, mein Sohn?« entgegnete ihm der überraschte Vater. »Die Summe ist sehr gering,

weit geringer, als ich erwartet hatte; hast Du dem braven Mann denn auch gesagt, daß wir fünf Personen, außer Margarethens Säugling, sind?«

»Er weiß Alles, mein Vater, und nimmt uns für das Geld mit; nur müssen wir gleich an Bord gehen, denn das Schiff wartet nur auf günstigen Wind, um die Anker zu lichten und in See zu stechen.«

»So billig hätte ich mir die Ueberfahrt nicht gedacht,« sagte der Vater; »ich glaubte mit den 250 Thalern, die ich noch habe, kaum für die Kosten zu reichen, und jetzt habe ich noch 50 Thaler übrig; nun, das ist Gottes Segen, mein Sohn; der Capitain muß ein christlicher Mann sein!«

Conrad seufzte, indem der Vater diese Worte sprach, und wendete das Gesicht ab, um die Thränen zu verbergen, die seinen Augen entströmten.

»Was ist Dir, Conrad?« fragte der Vater, dem seine große innere Bewegung nicht entging. »Du warst erst der Freudigste zu dieser Reise; solltest Du jetzt anders darüber denken? sollte sie Dir leid sein?«

»O nein, Vater, gewiß nicht! Ich weiß, daß nur sie uns wird retten können, und trete sie so gern an,« entgegnete ihm Conrad, sich zusammennehmend und die Thräne im Auge zerdrückend, die sich in dasselbe drängte. »Kommt,« fuhr er fort, »laßt uns jetzt meine Geschwister aufsuchen und dann so schnell als möglich an Bord gehen; das Schiff könnte sonst ohne uns absegeln, und es möchte uns dann nicht leicht sein, eine eben so wohlfeile Ueberfahrt wieder zu bedingen.«

Vater Riemann fand diesen Vorschlag ganz vernünftig und führte Conrad nach der Herberge, wo die Uebrigen ängstlich auf die Rückkehr des Vaters und Bruders harrten.

Die Zeche wurde bezahlt, Jedes nahm sein Bündelchen, und man trat den Weg zum Strande an. Gegen eine geringe Vergütung brachte ein Boot sie an den Bord des Schiffes Aurora, auf welchem die Ueberfahrt bedungen war. Es war schon ganz mit Auswanderern angefüllt, die zum Theil auf, zum Theil unter dem Verdecke lagen und der Abfahrt mit Ungeduld harrten.

»So, seid Ihr wirklich da?« fragte der Capitain der

Aurora, ein Mann von einem wilden, abschreckenden Ansehn, unsern Conrad. »Sind das Die, für welche Ihr die Ueberfahrt bedungen habt?« fuhr er fort, auf Conrads Vater und Geschwister zeigend. »Doch keinen Schritt weiter an Bord, bis Ihr mir baar die Ueberfahrtskosten entrichtet habt. Man kann sich mit solchem Gesindel nicht genug in Acht nehmen, und beim Teufel, so vorsichtig ich auch bin, so werde ich doch oft von ihm über's Ohr gehauen.«

»Ich habe das Geld,« entgegnete ihm Conrad ernst; aber Gesindel, wie Ihr uns zu nennen beliebt, sind wir nicht, sondern ehrliche Leute, die ihren Verpflichtungen treu nachkommen werden.«

»Das muß ich erst sehen,« sagte der Capitain mit einem widrigen, grinsenden Lachen. »Mit dem Munde sind alle Euresgleichen ehrlich und brav, aber wenn's an's Klappen geht, ich meine, an's Bezahlen, dann zeigt es sich, was man von ihnen zu halten hat.«

»Vater, gebt mir Euren Geldbeutel, ich will mit dem Manne richtig machen, wenn Ihr es erlaubt,« sagte Conrad

zu diesem, der vor Unwillen und Schrecken über den unwürdigen Empfang gänzlich verstummt war.

»Da, nimm, mein Sohn,« sagte Riemann endlich, den ledernen Gurt, welchen er um den Leib trug, abschnallend und den Geldbeutel hervornehmend; »nimm, und mache Du mit dem Manne richtig.«

Conrad folgte jetzt dem Capitain, der voran ging, in dessen Cajüte, zahlte ihm die zweihundert Thaler aus, und unterschrieb dann ein Papier, das dieser ihm schweigend vorlegte, wobei eine heiße Thräne auf dasselbe niederträufelte.

»Ihr scheint mir ein gar empfindsamer Bursche zu sein,« sagte der Capitain, sein Weinen bemerkend; »das wird nicht gut zu dem Stande passen, dem Ihr künftig angehören sollt. Zum Teufel mit den Thränen, junger Mensch! überlaßt die den Kindern und alten Weibern, und das sage ich Euch, macht mir nur nicht solch ein Ojemine-Gesicht, wenn wir nun zu Rio *)

*) Rio Janeiro, die Haupt- und Residenzstadt Brasiliens, wird von Schiffern und andern Personen oft bloß Rio, der Kürze wegen, genannt.

ankommen, denn dann möchte ich einen schlechten Markt mit Euch thun!«

»Fürchtet das nicht, Herr Capitain,« entgegnete ihm Conrad; »es sollen die letzten Thränen sein, die ich über mein Unglück vergieße. Ich bin ein Mann, und will mich auch als solcher betragen; mein guter Vater hat mich gelehrt, das Unvermeidliche mit Geduld und Standhaftigkeit zu ertragen.«

»Nun, das ist vernünftig, junger Mensch,« sagte der Capitain, das vor ihm auf dem Tische aufgezählt liegende Geld einstreichend und in einen Schrank verschließend. »Aber hört, noch ein Wort! Ihr habt da einen Bruder, der auch schon ein hübscher, ansehnlicher Bursche ist; ich glaube, er giebt Euch an Größe und Stärke wenig nach — wie wär's, wenn Ihr den beredetet — versteht sich, auch heimlich, denn Euer Alter würd's wohl nicht leiden, wie Ihr mir gesagt habt — wenn Ihr ihn beredetet, mir auch ein solches Papier zu unterschreiben, wie Ihr es eben unterschrieben habt?«

»Gott soll mich behüten, meinen Bruder auch in die

Scla=

Sclaverei zu führen!« rief Conrad, mit dem Ausdruck des Abscheu's und Entsetzens auf dem Gesichte.

»Es versteht sich von selbst, daß Ihr das nicht umsonst thun sollt,« fuhr der Capitain fort, ohne sich abschrecken zu lassen. »Ich zahle Euch für die Unterschrift funfzig Thaler zurück, funfzig schöne, blanke Thaler.«

»Nicht um tausend würde ich es thun,« entgegnete ihm Conrad fest; »denkt nicht weiter daran, und begnügt Euch damit, mein Blut und Leben mir abgekauft zu haben.»

»Ich lege noch zehn Thaler zu, denn der Bursche gefällt mir,« sagte der Capitain, seinen Geldschrank öffnend und einen schweren Beutel hervorziehend.

»Bemüht Euch nicht weiter, ich habe Euch schon geantwortet.«

»Ich zahle Euch siebenzig Thaler für die Unterschrift« —

»Und wenn Ihr mir zehntausend bötet, es wird nichts daraus!«

»Nun, so scheert Euch zum Teufel, Ihr seid ein alberner Gesell!«

Conrad verließ jetzt die Cajüte und kehrte zu den Seinen zurück, die mit Aengstlichkeit seiner harrten.

»Ist alles in Ordnung?« fragte ihn der Vater; »dürfen wir hier bleiben?«

»Ja, alles ist wie es sein soll,« entgegnete ihm Conrad; »man wird gleich kommen, und uns unter dem Verdeck Raum für uns selbst und für unsre Sachen anzeigen.«

Nach einer Weile kam auch wirklich der Schiffsmeister und gebot ihnen, ihm in den Raum hinab zu folgen.

3.

Der Platz, welcher Jedem angewiesen wurde, war nicht breiter als fünf Fuß, und die Länge hatte nur sieben Fuß; in diesem mußten sie sich bewegen, essen, schlafen, trinken, ja selbst ihre Sachen aufbewahren. Die Luft war drückend heiß und verpestet, denn noch an siebenzig andre Auswanderer, zum Theil aus dem niedrigsten, schlechtesten Gesindel bestehend, waren in diesem Schiffe und theilten den Raum mit ihnen. Die Speisen, welche man ihnen reichte, waren sehr schlecht und

halb verdorben, denn überall wurde nur auf Ersparung gesehen.

Aus dem Schiffszwieback, der einen Haupttheil ihrer Nahrung ausmachte, krochen die Würmer hervor, und ehe man ihn genießen konnte, mußte man diese erst allemal herausklopfen. Zu Mittag bekamen sie gekochte Hülsenfrüchte, als getrocknete Erbsen und Bohnen, in denen ein Stück ranzigen Specks gekocht war, wovon Jeder ein ganz kleines Stückchen erhielt, das man aber wegen seines üblen, salzigen Geschmacks kaum genießen konnte.

Wasser, und noch dazu verdorbenes, war fast ihr einziges Getränk, und doch würden sie sich noch glücklich geschätzt haben, wenn es ihnen nur in gehöriger Menge gereicht worden wäre; aber fast immer mußten sie den entsetzlichsten Durst leiden, noch mehr erregt durch die salzigen Speisen, die man ihnen gab.

Still und geduldig wie immer ertrug Vater Riemann diese Leiden, sich mit der Hoffnung tröstend, daß sie doch nun bald ein Ende nehmen müßten; als aber Margarethens Säugling

erkrankte, weil die unglückliche Mutter nicht mehr Nahrung genug für ihn hatte, da füllte sich sein Auge mit Thränen des Kummers, da betete er:

»Ist's möglich, so nimm diesen Kelch von mir!«

Aber der himmlische Vater fand es für gut, sie noch mehr zu prüfen; Margarethens Säugling, ein holder, lieber Knabe, bisher die einzige Wonne der Mutter, ihr süßester Trost, die Freude des guten Großvaters, starb an den Folgen des Mangels an Nahrung und frischer, gesunder Luft, und Margarethe mußte sehen, wie man die kleine Leiche auf ein Brett band und in die See hinab ließ, den Fischen zur Speise.

Welche Thränen flossen da nicht aus dem Auge der Mutter, wie erbangte das Herz des liebenden Großvaters! wie still waren die übrigen Kinder!

Dann sagte Vater Riemann wieder: »Herr, dein Wille geschehe!« und die Uebrigen beteten es nach.

Auch nicht ohne Gefahr war diese Reise, denn, schon der Küste Brasiliens nahe, erhob sich ein mächtiger Seesturm; das Schiff wurde wie ein leichter Ball von einer Seite zur andern

geworfen und schwankte fürchterlich. Die Lage der armen Auswanderer war um so schrecklicher, da der Capitain sie mit Gewalt in den Raum zurücktreiben ließ, und diesen mit festen Riegeln verschloß, weil er sich vor ihrem Geschrei und Gejammer oben auf dem Verdeck — wohin sie in ihrer Angst geflüchtet waren — fürchtete, und von ihnen in seinen Geschäften gestört zu werden glaubte, welches auch so unrecht nicht war, denn bei solchen Gelegenheiten muß der Führer eines Schiffs seine ganze Besonnenheit zusammen zu halten suchen.

Schrecklich aber war die Lage der Eingesperrten, denn durch das Schwanken des Schiffs wurden sie immer von einer Seite zur andern geworfen, und fanden nirgends einen festen Halt. Kisten, Koffer, mitgenommenes Hausgeräth stürzte auf sie, und verursachte ihnen gefährliche Wunden, Quetschungen und Beulen; dazu wurden Viele von jener abscheulichen Krankheit ergriffen, die unter dem Namen der Seekrankheit bekannt ist, und ich kann Euch, meine Geliebten, aus eigener Erfahrung versichern, daß kaum eine andre ihr an Schmerzhaftigkeit gleich kommt.

»Gott hat es wohl gemacht,« sagte Margarethe, als ein augenblicklicher Stillstand in dem Wüthen der empörten Elemente eintrat, »Gott hat es wohl gemacht, meinen armen kleinen Anton vor diesem Unfalle zu sich zu nehmen, denn würde er nicht vielleicht einen schmerzhaftern Tod gefunden haben, wenn er jetzt noch lebte? Wie hätte ich das kleine hülflose Geschöpf halten, wie es vor dem Zerschmettern gegen die Wände des schwankenden Schiffs beschützen sollen? Ja, der Name des Herrn sei gelobt in Ewigkeit!«

Dritte Abtheilung.

1.

Endlich war man nach glücklich überstandener Gefahr bei der Hauptstadt Brasiliens gelandet; Rio Janeiro lag vor ihren Blicken, eine Stadt, die ganz gerade gebaute, aber sehr schmale Straßen hat, und eine Menge Kirchen und prächtiger Häuser. Wohin der Blick der Landenden fiel, traf er auf unglückliche Schwarze, die als Sclaven unter der Last ihrer Bür=

de leuchten; trauriger Anblick für Leute, die gewohnt waren, nur freie Menschen um sich zu sehen!

»Dort ist das Gouvernements-Haus, wo ihr erfahren werdet, in welcher Gegend des Landes man euch gestattet, euch niederzulassen und anzubauen,« sagte der Capitain des Schiffes zu den Auswanderern, auf ein großes, stattliches Gebäude nicht weit vom Hafen zeigend. »Doch Dieser,« fuhr er fort, auf Conrad blickend, der mit niedergeschlagenen Augen dastand, »Dieser da bleibt bei mir, und ich werde ihn so gut als möglich zu verkaufen suchen.«

»Verkaufen? meinen Sohn verkaufen?!« rief Vater Riemann, indem er zwischen Conrad und den Capitain trat. »So lange noch Athem in meiner Brust ist, werde ich das nicht dulden,« fuhr er entschlossen fort. »O es wird ja auch wohl in diesem Lande noch Recht und Gerechtigkeit geben, und man freie Männer nicht verkaufen dürfen!«

»Eben weil es hier Gesetze giebt,« erwiederte ihm der Capitain hohnlachend, »werde ich ihn verkaufen, denn seht hier seine eigenhändige Unterschrift, durch die er sich mir zum

unumschränkten Eigenthume verschrieben hat.« Bei diesen Worten zog er das von Conrad unterschriebene Papier hervor, und hielt es dem Greise hin, ohne es jedoch aus den Händen zu lassen.

»Glaubtet Ihr,« fuhr er in dem vorigen höhnischen Tone fort, »daß ich fünf Menschen für zweihundert Thaler nach Brasilien hinüberschleppen würde? Vierhundert war der Preis, der niedrigste Preis, den ich annehmen wollte und konnte; für die fehlenden zweihundert Thaler hat sich mir Euer Sohn mit Leib und Leben verschrieben, und ich werde mein Recht an ihn schon geltend zu machen wissen.«

»Seelenverkäufer!« rief Vater Riemann, überwältigt von dem gerechtesten Zorn; »doch Du, Conrad,« wandte er sich mit Thränen in den Augen an diesen, »doch Du, warum hast Du mir das gethan?!«

»Konnte ich denn anders, Vater?« sagte der Sohn, sich in seine Arme stürzend. »Unsre Hütte war verkauft, diese Reise unsre letzte Hoffnung; die Summe, welche in unserm Besitz war, reichte bei weitem nicht für die Kosten der Ueberfahrt

hin; wir hätten in Holland wieder umkehren, den letzten Rest unsrer Habe für die Rückreise aufopfern müssen, und wären dann als Bettler wieder in der Heimath angelangt. Es zeigte sich mir ein Ausweg zur Rettung — dieser Mann erbot sich, Euch für eine geringe Summe, die ich noch in Eurem Besitze wußte, mitzunehmen, wenn ich ihm meine Freiheit verkaufte; konnte ich da wohl noch einen Augenblick schwanken?«

»O mein Sohn, mein edelmüthiger Sohn!« rief der Vater; »guter, großmüthiger Bruder!« seine drei Geschwister, indem sie ihm unter heißen Thränen die Arme entgegenstreckten.

»Laßt jetzt das Gewinsel und Gepinsel,« rief der Capitain barsch dazwischen; »es ekelt mich schon an. Der Bursche geht mit mir, und ihr Andern könnt Euch hinscheeren, wohin Ihr wollt. Auf, komm, damit ich Dich auf den Markt führe, denn ich muß gleich zu meinem Gelde kommen!« —

»Hört noch ein Wort, Capitain,« sagte Vater Riemann, sich zwischen ihn und Conrad drängend. »Hier sind noch funfzig Thaler — nehmt sie und mich dazu! Ich kann noch arbeiten, bin noch rüstiger, als Ihr vielleicht glaubt; übt

Menschlichkeit und Barmherzigkeit und laßt meiner unglücklichen Familie den Bruder, der allein in diesem fremden Lande ihre Stütze sein kann.«

»Daß ich ein Narr wäre!« hohnlachte der Capitain; »wer würde mir wohl für einen abgelebten Greis etwas geben? Mit dem da« — er wies auf Conrad — »der gesund, rüstig und in den besten Jahren ist, darf ich hoffen, einen guten Markt zu machen; bei dem Handel mit Euch könnte ich aber nur Schaden erwarten.«

»Aber Ihr seid doch ein Mensch, Capitain, Ihr seid ein Christ und glaubt an eine ewige Vergeltung, wie könnt Ihr denn so grausam sein, einer unglücklichen Familie ihre letzte Stütze rauben zu wollen?«

»An solche Redensarten habe ich mich schon gewöhnt,« sagte der harte Mann; »Jeder, den ich auf diese Weise hieher bringe, spricht eben so, wenn er angelangt ist, und bald würde ich ein Bettler sein, wie Ihr es seid, wenn ich etwas darauf geben wollte.«

»Laßt es gut sein, Vater,« sagte Conrad, seine Thrä-

nen zurückdrängend und einen festen, entschlossenen Ton annehmend; »hier hilft kein Bitten und Flehen, ich weiß es, und dann ist der Handel ja auch geschlossen; er hat ein Recht an mich und mag es geltend machen. Der Gedanke, daß Ihr jetzt vielleicht ruhig und zufrieden leben werdet, daß Ihr in Zukunft gegen den bittern Mangel geschützt seid, wird mir meine Sclaverei versüßen — und auch ich werde nicht unglücklich sein.«

»Nein! nein!« riefen Alle wie aus Einem Munde, »wie könnten wir nur eine einzige frohe Minute haben, wenn wir Dich im Elend, in der Sclaverei wüßten, Conrad?«

»Es kann ja nicht anders sein, darum ergebt Euch in den Willen Gottes,« sagte Conrad, sein Gesicht abwendend, um seine Thränen zu verbergen.

»Fort! fort!« rief der Capitain, Conrad am Arme wegziehend; »das Ding wird mir schon zu lang!«

»Lebt wohl Vater! Schwestern, Bruder!« sagte Conrad, ihm rasch folgend, und bald war er ihren Blicken, die ihm betäubt nachstarrten, entzogen.

»Ich muß wenigstens wissen, welches sein Loos sein wird,« sagte der Vater, zuerst aus seiner Betäubung erwachend; »kommt mit, wir wollen ihm auf den Markt folgen; ich habe gesehen, wohin er ging.«

2.

Man langte fast zu gleicher Zeit mit Conrad und dem Capitain auf dem Sclavenmarkte an; letzterer führte seine unglückliche Beute in die Reihen der übrigen Sclaven, die meist aus schwarzen Leuten aus Afrika bestanden, und die unglückliche Familie drängte sich so dicht als möglich heran; mit welchen Empfindungen, kann man sich vorstellen.

»Wo ist Euer Schein, daß dieser Weiße Euer Sclave ist?« fragte ein Mann, der wohl der Aufseher des Sclavenmarktes sein mochte, den Capitain.

»Hier seine eigenhändige Unterschrift,« entgegnete ihm dieser; »er hat sich mir für die Ueberfahrtskosten seiner Familie verschrieben.«

»Ist das Eure Handschrift?« fragte der Aufseher Conraden.



Pag: 37.

»Sie ist es,« entgegnete dieser fest; »ich bin das Eigenthum dieses Mannes.«

»So stellt Euch in die Reihe — dann ist Euch nicht zu helfen,« war die Antwort des Aufsehers. Conrad gehorchte.

Ich erspare Euch, meine geliebten, gefühlvollen Leser, die Scenen, die nun erfolgten. Menschen wurden hier von Menschen wie das Vieh befühlt, untersucht, gekauft und verkauft. Conrad, dessen Aeußeres sehr empfehlend war, wurde von dem Capitain für fünfhundert Piaster, etwas über sechshundert Thaler, an den Aufseher der kaiserlichen Gärten, der ein sehr reicher Mann war, verkauft und von diesem fortgeführt, ohne daß es ihm auch nur gestattet wurde, noch einmal von den Seinen, die sich laut weinend herzudrängten, Abschied zu nehmen; nur noch einen eben so zärtlichen als schmerzlichen Blick heftete er auf Vater und Geschwister, die vor Schmerz zu vergehen glaubten — dann war er ihnen entrissen, und wie es schien, für immer.

»Gott! Gott! deine Hand liegt schwer auf mir!« seufzte der Greis. »Auch das mußte ich noch erleben!« Die An=

dern vermochten vor Jammer und Thränen kein Wort zu reden, denn der furchtbarste Schmerz verschloß ihnen die Lippen.

»Kommt Kinder,« sagte der Vater nach einer Weile; »laßt uns zum Gouvernements-Hause gehen; das Opfer dieses edelmüthigen Sohnes und Bruders darf nicht ohne Frucht für uns bleiben, denn das würde ihn mehr betrüben, als seine Sclaverei; ich kenne sein Herz, und auch Ihr kennt es ja! Vielleicht zeigt unser himmlischer Vater uns einen Weg der Rettung; laßt uns nicht an seiner Gnade und Huld verzweifeln; er prüft seine Menschen, aber er läßt sie nicht gänzlich versinken, wenn sie sich seiner Wohlthaten nicht unwürdig machen.«

Unter Thränen folgten ihm die Uebrigen; ach! wie schwer waren die Herzen Aller!

3.

Im Gouvernements-Hause angelangt, mußten sie sehr lange warten, denn die übrigen Auswanderer waren ihnen zuvorgekommen, und die Namen wurden aufgerufen, so wie sie

angeschrieben waren; der des guten Riemann war der letzte auf der Liste.

Das Glück schien hier seine Gaben blind zu vertheilen, denn der Sekretair des Gouverneurs las immer einen Namen ab, sein Gebieter griff darauf in einen Kasten, worin beschriebene Zettel lagen, und nannte dann nach diesem den Distrikt und die Gegend, wohin die Auswanderer zum Anbau des Landes gewiesen wurden; beides wurde dann von einem andern Schreiber zu Protocoll gebracht, und der Abgefertigte mit der Weisung entlassen, sich nach acht Tagen wieder einzufinden, um ein Document zu empfangen, welches ihn berechtigte, Besitz von dem ihm angewiesenen Boden zu nehmen. Alles ging nach der strengsten Ordnung, aber es wurde auch kein freundliches oder überflüssiges Wort dabei gesprochen, denn die Geschäfte waren zu sehr gehäuft, als daß man nicht alles in der größesten Eil und mit der möglichsten Kürze hätte abmachen sollen.

Endlich wurde der Name Riemanns aufgerufen; der Gouverneur griff in seinen Kasten und las dann von dem erfaß-

ten Zettel die Worte, welche ein teutscher Sekretair oder Geheimschreiber allemal ins Teutsche übersetzte:

»Rizmann, Ackerbauer aus Würtemberg, nebst drei Kindern, im Diamantdistrikt am Flusse Gigitonhonha.«

Nachdem auch dieses in das Protocoll gezeichnet worden war, entfernte sich der Gouverneur, dessen Geschäft für heute ein Ende hatte.

»Sagt mir doch gefälligst, lieber Landsmann,« wandte sich Vater Riemann an den teutschen Sekretair, dessen Miene ihm Vertrauen einflößte, »ob ich ein gutes Loos getroffen habe?«

»Das beste von der Welt,« war die Antwort des freundlichen Mannes; »das Glück hat Euch wunderbar begünstigt, und wenn Ihr fleißig und ordentlich seid, so könnt Ihr gut leben; nur müßt Ihr Euch hüten, keine Diamanten von den Schwarzen zu kaufen, die in der Mandanga *) arbeiten, denn darauf steht die Todesstrafe.«

*) Die größeste Diamantgrube in Brasilien, worin über 1000 unglückliche Schwarze arbeiten.

»Gott soll mich bewahren, einen Kaiser zu bestehlen, der mir den Unterhalt meines Lebens sichert!« sagte Vater Riemann. »Was ich durch Fleiß und Anstrengung dem mir geschenkten Boden abgewinnen kann, nur das werde ich mit ruhigem Herzen und gutem Gewissen genießen. Doch, lieber Herr,« wandte er sich wieder an den Schreiber, »könnt Ihr mir nicht noch etwas mehr über den mir angewiesenen Aufenthalt sagen?«

»Wahrhaftig, guter Mann,« entgegnete ihm dieser freundlich, »ich bin so ermattet von der Anstrengung dieses Morgens, daß ich sehr der Ruhe bedarf und so Euch nicht gut weiter Rede stehen kann. Nur das noch, verseht Euch, wenn Ihr Geld habt, mit allen Instrumenten, die zum Ackerbau und zum Bau eines Hauses nöthig sind, denn sonst werdet Ihr übel fahren, weil Euch nichts, gar nichts gegeben wird, als der nackte Boden; die übrigen den Auswanderern gegebenen Versprechungen werden von unserer Regierung nicht gehalten, und Viele, die ganz ohne Geldmittel hieherkamen, sind vor Hunger und Elend umgekommen, denn man verweist sie

in Einöden, wo Keiner ihnen zu Hülfe kommen kann. Jetzt gehabt Euch wohl, und richtet Euch nach dem was ich Euch gesagt habe.«

»Ich danke Euch, lieber Herr; meine Hoffnung hat mich nicht betrogen, in Euch einen Biedermann zu finden,« sagte Riemann, dem Sekretair zutraulich die Hand reichend, die dieser auch annahm, und sich dann rasch entfernte.

Man mußte jetzt darauf denken, für die acht Tage, die man noch in Rio Janeiro zuzubringen hatte, ein schickliches Obdach zu finden, und dieses war allerdings sehr schwer für Leute, die nicht einmal die Sprache des Landes kannten.

Lange irrten sie, von Hunger und Durst gequält, von der furchtbaren Hitze fast zu Boden gedrückt, in den ihnen unbekannten Gassen umher, die jetzt, weil die Mittagsstunde da war und Alles sich zur Ruhe begeben hatte, ganz leer und öde waren. Schon glaubten sie, vor Erschöpfung umsinken zu müssen, als ihnen zum Glück ein Matrose von dem Schiffe Aurora begegnete, auf dem sie die Ueberfahrt gemacht hatten, und dieser Mann, der am Lande ein ganz anderer Mensch

war, als er am Bord gewesen war, erbot sich, sie in ein Wirthshaus zu führen, wo sie nicht allzutheuer leben würden, wenn sie sich in ihren Bedürfnissen beschränkten.

»Ihr könntet in Hände gerathen sein,« sagte der jetzt sehr freundliche Matrose, »wo man Euch nicht nur zur Bezahlung der Zeche rein ausgezogen, sondern wohl gar gezwungen hätte, eins Eurer Kinder auf den Sclavenmarkt führen zu lassen, denn in diesem Lande denkt Alles nur auf den Gewinn, und Mittel und Wege dazu sind den Leuten hier völlig gleichgültig.«

Wie dankte Vater Riemann jetzt Gott aus voller Seele, daß er ihm diesen Mann zugeführt hatte, der ihn vor einem solchen Unglück beschützte! Ach! seines guten Conrads mußte er aber auch gedenken, der sich aus Liebe für die Seinen aufgeopfert hatte, der seine Freiheit verkaufte, um ihnen ein gemächliches Leben, eine sorgenfreie Lage zu bereiten!

Sie folgten dem gutmüthigen Matrosen, der sie in ein kleines, erbärmliches Wirthshaus nahe am Hafen führte, wo

sie endlich Schutz gegen die brennende Sonnenhitze und diejenigen Erquickungen fanden, deren sie so sehr bedurften.

»Morgen, wenn ich mich etwas erholt habe,« sagte der Greis, »will ich mich nach unserm Conrad weiter umsehen; heute vermag ich es nicht, denn mir ist zu Muthe, als ob ich sterben müßte. Was wird aus dem guten Jungen geworden sein? Ob er wohl einen nicht allzuschweren Dienst getroffen hat? Gott gebe es, denn sein Unglück würde mir vollends das Herz brechen!«

»Vater, wir begleiten Euch!« riefen die Andern; »wir müssen unsern guten Bruder noch einmal sehen, bevor wir von dieser Stadt scheiden.«

»Gott gebe, daß uns dieser letzte Trost in unserm Unglück nicht versagt werde,« entgegnete ihnen der Greis; »doch des Herrn Wille geschehe!« fügte er hinzu.

4.

Am nächsten Morgen war der Matrose, der sich fortwährend freundlich gegen sie benahm, bereit, sie nach den kaiserli-

chen Gärten zu führen, denn er kannte Rio Janeiro so gut, wie seine Vaterstadt, und sprach auch Portugiesisch, so daß er sich den Einwohnern der Stadt hinlänglich verständlich machen konnte.

Nach einem langen, beschwerlichen Gange, den die immer mehr zunehmende Hitze fast unerträglich machte, langten sie bei den kaiserlichen Gärten an, und der Matrose begehrte in der Landessprache Einlaß für sich und seine Begleiter von einem Unter-Aufseher, den sie am Eingange antrafen.

»Was wollt Ihr in den kaiserlichen Gärten, und habt Ihr eine Einlaßcharte?« fragte der Mann, ruhig seine Cigarre weiter rauchend. »Gesindel Eures Schlags pflegt man doch sonst nicht in dieselben zu lassen,« fuhr er fort, einen verächtlichen Blick auf die Gruppe werfend.

»Wir haben zwar keine Einlaßcharte, aber wir sind trotz dem kein Gesindel,« entgegnete ihm der Matrose aufgebracht. »Diese Leute da haben einen Sohn und Bruder hier im Garten,« fuhr er fort, »den der Ober-Aufseher gestern auf dem

Sclavenmarkte kaufte, und sie kommen, um Abschied von ihm zu nehmen.«

»Das hätten sie gestern thun sollen,« sagte der Portugiese, »ehe er verkauft war; jetzt gehört er meinem Herrn, und der leidet nicht, daß Jemand mit seinen Sclaven spreche, denn das würde sie nur in der Arbeit stören. Habt Ihr also keine Charte, um die kaiserlichen Gärten besehen zu können, so scheert Euch fort, denn Ihr sollt mir keinen Fuß hineinsetzen.« Mit diesen Worten schlug er das eiserne, reich vergoldete Gitter der Pforte zu, schob einen schweren Riegel vor, verschloß einige schwere Schlösser, wozu er die Schlüssel bei sich trug, und entfernte sich dann, ruhig seine Cigarre weiter rauchend.

»Verdammt!« rief der Matrose, dem Aufseher verdrießlich nachsehend; »der Kerl will uns nicht einlassen, und eine Charte zu bekommen, ist für Leute unserer Art wohl kaum möglich. Doch verlaßt Euch darauf,« sagte er, sie gutmüthig tröstend, »daß ich nichts unversucht lassen will, sie uns zu verschaffen, denn es wäre doch gar zu traurig, wenn Ihr in

Eure Wildniß ziehen müßtet, ohne vorher Abschied von Eurem guten Conrad genommen zu haben.«

Aber alle Bemühungen des guten Menschen waren vergeblich, und keine Charte für sie zu bekommen.

So ging den Armen denn auch noch der letzte Trost verloren, der, den geliebten, theuren Sohn und Bruder nochmals zu umarmen, ihm für das Opfer zu danken, das er ihnen gebracht hatte, ihm zu geloben, daß ihr Bestreben einzig und allein darauf gerichtet sein solle, seine Fesseln zu brechen, ihn befreit zu sich zurückzuführen.

Die bestimmten acht Tage waren jetzt verflossen, und Vater Riemann begab sich nach dem Gouvernements-Hause, um dort sein Dokument in Empfang zu nehmen.

Der teutsche Sekretair reichte es ihm und wünschte ihm Glück und Segen zu seiner neuen Laufbahn, aber er wiederholte auch nochmals seine Warnung, sich ja vor dem Ankauf der von den Sclaven in der Mandanga gewonnenen und vielleicht verheimlichten Diamanten zu hüten, weil die Todesstrafe

sowohl den Dieb als den Verheimlicher und Abnehmer treffe, und zwar die grausenhafteste, schrecklichste Todesstrafe.

»Fürchtet nichts, edler Herr,« entgegnete ihm Riemann; »zwar habe ich nichts so sehnlich zu wünschen, als den Besitz von Reichthümern, denn einer meiner Söhne schmachtet als Sclave in Fesseln, und nur durch Gold werde ich sie lösen können; aber ich habe Gott vor Augen und im Herzen, und würde selbst die Freiheit meines geliebten Kindes nicht durch eine Schandthat erkaufen wollen.«

So schieden Beide von einander.

In dem Wirthshause angelangt, bezahlte Riemann seine Zeche, die sich, obgleich sich Alle auf das Nothwendigste beschränkt hatten, und sich kaum zu sättigen wagten, auf 25 Thaler belief, wobei der Wirth der Posada — so nennt man die Wirthshäuser hier — ihnen mit den heiligsten Eiden schwor, daß er sie so billig behandelt hätte, wie noch nie Jemanden zuvor, und das bloß aus Rücksicht gegen seinen guten Freund, den Matrosen, der sie ihm besonders empfohlen habe.

Es blieben ihnen also jetzt noch 25 Thaler übrig, wovon

Wa=

Vater Riemann die Hälfte ausgab, um sich einige Geräthschaften und Werkzeuge anzuschaffen, die ihm noch fehlten; für die andere Hälfte kaufte er Mundvorrath und einiges Saatkorn ein, als Reis, Pataten *), die er pflanzen wollte, und vor allen Dingen Mais, oder türkischen Weizen, der trefflich in dieser Gegend fortkommt. Ein Fuhrwerk, das sie an Ort und Stelle bringen sollte, war ihnen von der Regierung bewilligt worden, und so nahmen sie denn Abschied von einer Stadt, die sie nicht ohne Thränen verlassen konnten, weil sie ihr Theuerstes umschloß, ihren geliebten, unglücklichen Conrad!

Eben, als sie den Wagen, oder vielmehr Karren, der mit vier raschen Maulthieren bespannt war, besteigen wollten, kam der gute Matrose, ihr bisheriger Freund und Beschützer, herbei; er trug einen schweren Sack auf dem Nacken und keuchte sehr unter seiner Last.

»Da,« sagte er, den Sack auf den Wagen werfend und sich den Schweiß von der Stirn trocknend, »da, nehmt das

*) Eine Art Kartoffel.

zum Andenken an mich mit in Eure Wildniß; Ihr werdet's gebrauchen können. Gott segne und beschütze Euch! Ihr seid brave Leute, denen es noch recht gut gehen wird!«

Dann reichte er Allen nach der Reihe nochmals die Hand, zerdrückte eine Thräne im Auge und lief schnell fort, ehe sie ihm danken und antworten konnten, denn in seiner rauhen Weise schämte er sich, ihnen seine Rührung zu zeigen.

»Gottes Segen auch mit Dir, braver Mensch!« rief ihm Vater Riemann nach, und der Zug setzte sich in Bewegung.

Vierte Abtheilung.

1.

»Wir sind an Ort und Stelle,« sagte der Führer des Karrens zu unsern Reisenden, als man in einer kleinen Stadt angelangt war. »Zeigt Eure Papiere dem Gobernador*) vor, der dort in dem hübschen Hause wohnt, dann wird er Euch Euren künftigen Wohnsitz anweisen lassen.«

---

*) Gouverneur.

Damit stieg er ab, hieß auch die Reisenden absteigen und warf alle ihre Sachen mitten auf dem Markte hin, worauf er sich wieder auf seinen Karren schwang und davon fuhr. Verlassen, allein, der Sprache des Landes unkundig, bald von einem Haufen Neugieriger umringt, die sie angafften und ihren Spott mit ihnen zu treiben schienen, saßen sie nun da und wußten nicht, was sie anfangen sollten.

»Bleibt Ihr indeß bei den Sachen,« sagte Vater Riemann zu seinen Kindern; »ich will unsre Papiere im Gouvernements-Hause vorzeigen; man wird uns dann entweder gleich weiter schaffen, oder sonst doch ein Obdach geben, denn Geld haben wir ja nicht mehr. Gott wird uns schon weiter helfen, so laßt uns ihm vertrauen!«

Vater Riemann trat in das Haus, oder vielmehr in den Pallast des Gouverneurs, und eine Menge schwarzer Bedienten — unglückliche Sclaven, die man ihrer Heimath entrissen und hier zu harten Diensten gezwungen hatte — umringten ihn alsbald; da aber kein Einziger Teutsch sprach noch verstand, konnte er sich ihnen durchaus nicht deutlich machen und

verzweifelte fast, daß er je hier zu seinem Zwecke gelangen würde, als sich plötzlich die Thür eines Cabinets öffnete und ein langer, hagerer Mann mit einem von der Sonne stark gebräunten, sehr finstern und abschreckenden Gesichte aus demselben trat.

Er starrte den Weißen — denn Riemann war, außer dem Gouverneur, der einzige von dieser Farbe in dem ganzen Kreise — eine Weile an, streckte dann, ohne eine Sylbe zu sagen, die Hand aus, und Riemann legte seine von der Regierung in Rio Janeiro empfangene Schrift mit einer höflichen Verbeugung in dieselbe. Der Gouverneur warf einen Blick hinein, winkte dann einem Schwarzen mit der Hand — Alles ohne ein Wort zu reden — und ging wieder in sein Cabinet zurück; Riemann wußte nicht, was aus ihm werden würde, und dachte mit Kummer und Unruhe an seine auf dem offenen Markte gelassenen Lieben, die, jeder Erquickung entbehrend, den sengenden Strahlen der Sonne ausgesetzt waren.

Mehrere Stunden mußte der arme Mann hier ausharren, und kein Mensch bekümmerte sich um ihn. Endlich kehrte der

Schwarze zurück und machte ihm durch Zeichen verständlich, daß er ihm folgen solle, welches Riemann gern that. Als man wieder auf den Markt zurückgekommen war, fand er die Seinen fast vor Durst verschmachtet, und Alle baten ihn, ihnen doch einen Trunk zu verschaffen; doch woher diesen nehmen? Nirgends war ein Brunnen zu erblicken und an Geld fehlte es gänzlich, um sich irgend eine Erquickung kaufen zu können; daß aber in diesem Lande von den habsüchtigen Bewohnern nichts aus Menschen- und Christenliebe gegeben wurde, wußte man schon aus manchen traurigen und niederschlagenden Erfahrungen.

Der Schwarze machte Zeichen, daß er Eile habe und man ihm schnell folgen solle; doch die erschöpften Glieder versagten unsern armen Freunden den Dienst, und sie vermochten sich kaum von der Stelle zu bewegen, viel weniger noch, da sie unerquickt durch Speise und kühlenden Trank waren. Da fiel es Vater Riemann ein, den ihnen von dem braven, gutmüthigen Matrosen geschenkten Sack mit Lebensmitteln zu durch-

suchen, ob sich nicht darin vielleicht etwas fände, womit sie sich erquicken könnten.

Seine Hoffnung hatte ihn nicht getäuscht; er fand Reis, Kaffee, Thee, Zucker, sogar ein versiegeltes Päckchen mit Geld, worin sich einige Piaster *) befanden, und endlich ein zusammengeknüpftes, roth- und weißgestreiftes Tuch, wie die Matrosen es zu tragen pflegen, worin sich eine Menge der schönsten, reifsten süßen Orangen befanden, die Vater Riemann mit den Worten an die verschmachteten Seinen reichte:

»Seht hier, Gott hat schon wieder geholfen; so vertraut ihm denn fest, meine Kinder, und wähnt nie, daß er Euch verlassen noch versäumen werde!«

Auch der arme Schwarze wurde nicht vergessen, sondern erhielt seinen Antheil von den erquickenden Früchten, welches ihn denn etwas freundlicher machte.

---

*) Piaster, eine in Spanien und ganz Süd-Amerika gangbare Münze, die nach schwerem Gelde ungefähr $1\frac{1}{4}$ Thaler ausmacht, nach leichtem aber 1 Thaler 9 Groschen.

Jetzt, da man erquickt war, sehnte man sich nach nichts so sehr, als endlich das Ziel seiner Wanderungen zu erreichen, und dazu war vor allen Dingen ein Wagen oder Karren nöthig, weil man sonst die mitgebrachten, ihnen so nothwendigen Sachen nicht alle hätte mit sich nehmen können, und jetzt konnte man einen solchen ja von dem Gelde des Matrosen bezahlen! Wie aber sich mit diesem Wunsche deutlich machen? — Seht Kinder, dies sind die Vortheile, die uns das Erlernen fremder Sprachen gewährt, denn wenn man auch noch so viel Vermögen hat, so können doch Fälle eintreten, wo wir uns die Bequemlichkeiten des Lebens nicht verschaffen können, wenn uns die Sprache des Landes durchaus fremd ist, in dem wir uns eben befinden. Von Vater Riemann, der nur ein schlichter Landmann war, war es weder zu fordern noch zu erwarten, daß er sich solche Schätze des Wissens hätte aneignen sollen; aber Ihr, die Ihr einer gebildeten Erziehung genießt, für deren Unterricht gewiß so viel von Euren sorgsamen Eltern und Erziehern geschieht, Ihr versäumt es doch ja nicht, Euch in den schönen Jahren der Jugend so viel als möglich

von dem menschlichen Wissen anzueignen, und besonders auch fremde Sprachen zu erlernen, die Euch früh oder spät doch einmal sehr zu Gute kommen werden.

Kaiser Karl V. — irre ich nicht, so war es dieser Fürst — pflegte von einem Menschen, der vier verschiedene Sprachen verstand, zu sagen, daß er ein vierfacher Mensch sei, und darin hatte er in der That sehr recht!

Nun zurück zu unsern Auswanderern, die noch immer in großer Verlegenheit auf dem Markte standen und ihr Begehren nicht kund zu geben vermochten. Endlich rollte ein kleiner Karren, wie sie dort zu Lande gebräuchlich sind, mit zwei muntern Maulthieren bespannt, an ihnen vorüber; Vater Riemann lief ihm nach und nöthigte den Fuhrmann durch Rufen und Zeichen, anzuhalten, was dieser denn auch that. Er zeigte ihm erst das Geld, welches er noch immer in Händen hielt, dann auf seine auf dem Markte liegenden Sachen und darauf mit einer Handbewegung zur Stadt hinaus.

Der Fuhrmann hatte ihn noch immer nicht verstanden und sah ihn sehr dumm an; aber der Schwarze, an die Zei=

chensprache selbst gewöhnt, ehe er noch Portugiesisch verstand, begriff ihn schnell und sprach mit dem Fuhrmann; Vater Riemann mußte zeigen, wie viel Geld er habe, der Fuhrmann machte dann ein Zeichen, daß man die Sachen auf seinen ledigen Karren laden solle, und bald setzte sich, zur Freude Aller, der Zug in Bewegung; aber unsre Reisenden fanden keinen Platz auf dem kleinen, elenden Fuhrwerke, das kaum Raum für ihre Sachen hatte, sondern mußten zu Fuße nebenan gehen, und das so schnell sie es nur vermochten, denn der Fuhrmann nahm keine Rücksicht auf sie und ihre Kräfte, sondern jagte schnell fort.

Wie beschwerlich, wie ermüdend war dieser schnelle Marsch in der brennenden Sonnenhitze! aber sie achteten der Beschwerden nicht, denn sie führten ja endlich zum Ziele.

Endlich, endlich war dieses Ziel erreicht — am Ufer eines schönen, klar und silbern dahin fließenden Flusses hielt der Karren — es war der Gigitonhonha, an dem sie sich ansiedeln sollten!

Der Schwarze half abpacken, und als dieses geschehen

und der Fuhrmann bezahlt worden war, fuhr Letzterer schnell wieder davon, unsern Auswanderern freundlich beim Abschiede die Hand reichend.

2.

Der Abend fing bereits an zu dämmern, als man sich jetzt allein sah; die Gegend war höchst reizend, aber auch so einsam, daß sich unsre Freunde vorkamen, wie Vater Adam einst in seinem Paradiese. Nirgends eine Spur von Menschen, nirgends eine Hütte — Alles todt und still! Nur einige buntbefiederte Vögel sangen noch in den Zweigen dickbelaubter, sehr großer und schöner Bäume der scheidenden Sonne ihr Abendlied nach, und aus dem hochgewachsenen Grase, das mit tausend und tausend bunten Blumen untermischt war, sprang hie und da ein ihnen unbekanntes vierfüßiges Thier auf, das, aus seiner Ruhe durch den Klang ihrer Stimmen aufgeschreckt, eilig die Flucht suchte.

»Da wären wir nun,« sagte Vater Riemann, sich im

Kreise umschauend; »bis hieher hat Gott unsre Schritte geleitet, meine Kinder; Lob und Preis sei dem Ewigen!«

»Ja, Lob und Preis!« beteten die Uebrigen nach. »Doch sind wir jetzt ohne Obdach, Vater,« bemerkte Margarethe mit einem Seufzer; »mein Auge kann nirgends eine Hütte, nirgends eine menschliche Wohnung erspähen.«

»Wir werden uns diese Nacht behelfen müssen, so gut es angehen will,« entgegnete ihr der Vater; »die Luft ist noch warm und angenehm, und morgen schon können wir an den Bau einer Wohnung, wenigstens an einen Schutz gegen wilde Thiere und die rauhere Nachtluft denken. Freilich, zu einer ordentlichen und bequemen Wohnung für uns Alle wird viele Zeit gehören.«

»Ach, wäre unser Conrad nur hier,« sagte Wilhelm mit einem tiefen Seufzer, »der würde bald zu Allem Rath zu schaffen wissen, denn er ist so umsichtig, so klug, geschickt und thätig!«

»Ja, er ist nicht allein der beste Sohn und Bruder, sondern auch in jeder Hinsicht ein brauchbarer Mensch,« sagte

Vater Riemann, eine Thräne zwischen seinen grauen Wimpern zerdrückend, um seine Lieben durch den Anblick seiner Trauer — die ja eine so gerechte war — nicht noch mehr niederzubeugen. Dann fuhr er nach einer Pause fort, während welcher Alle mit gesenkten Blicken dagestanden hatten: »Doch laßt uns trotz dem nicht verzweifeln, meine Kinder; Gott wird uns Kraft verleihen, das Nöthige vollbringen zu können. Unsere erste Sorge muß nun nur sein, uns gegen die immer rauher werdende Nachtluft einigermaßen Schutz zu verschaffen, um nicht an unsrer Gesundheit, das theuerste Gut, welches wir nach einem reinen Bewußtsein auf Erden besitzen, Schaden zu leiden.«

Er sah sich bei diesen Worten nach allen Seiten um, ob er nicht irgend eine Höhle in dem nicht weit von ihnen entfernt liegenden Felsen, oder einen großen hohlen Baum entdecken könnte; aber so weit auch seine Blicke schweiften, so entdeckten sie doch nichts der Art.

»Du bist ein tüchtiger Kletterer, Wilhelm,« sagte er darauf nach einigem Nachdenken zu seinem Sohne; »steige auf



Pag. 61.

diesen großen Baum, nimm die scharfe Axt mit Dir und haue so viel von den dickbelaubten Zweigen desselben ab, als Du nur irgend erreichen kannst. Wir wollen eine Laube davon erbauen und so viel trockenes Gras zusammentragen, daß wir Alle darauf schlafen können. Du, Margaretha und auch Du, Anna,« wandte er sich an seine beiden Töchter, »Ihr mögt indeß so viel trockenes Laubwerk und Gras zusammentragen, als erforderlich sein wird; ich will in der Zwischenzeit den Boden mit dem Spaten auflockern, um die Zweige, welche Wilhelm abhauen wird, recht tief in die Erde senken zu können.«

Alle diese Befehle des Vaters wurden von den Seinigen, trotz der Ermüdung, die sie fühlten, rasch ausgeführt, denn die Nacht brach an und man durfte nicht lange säumen. Nur fand Wilhelm große Schwierigkeiten, die Zweige von dem majestätischen Baume abzuhauen, auf den er gestiegen war, denn das Holz desselben war äußerst hart und wich nur schwer den kräftigen Axtschlägen, die er darauf that. Dieses war nun eben nicht sehr zu verwundern, denn wie sie in der Folge entdeckten, war dies ein Mahagony=Baum, der eben das schöne,

glänzend braune und mit Adern durchzogene Holz liefert, von dem in Europa die kostbarsten Mobilien von geschickten Tischlern verfertigt werden; ja, weil diese Holzart noch immer ziemlich selten und theuer ist, schneidet man ganz feine, feine Blättchen daraus und leimt diese dann auf anderes, minder kostbares Holz, was man fourniren nennt.

Endlich hatte Wilhelm mit großer Mühe und Anstrengung so viele Zweige abgehauen, als nöthig waren, um eine Laube daraus zu bilden, und jetzt stieg er schweißtriefend herab, um dem guten Vater noch bei seiner Arbeit zu helfen, während Margarethe und Anna fleißig trockenes Gras herbeitrugen und zum Lager in der schon sich bildenden Laube ausbreiteten.

Endlich war dieses Alles geschehen und die Laube fertig; nun aber waren auch die Kräfte Aller so erschöpft, daß sie ruhen mußten; noch irgend eine Nahrung vor dem Schlafengehen zu sich zu nehmen, daran dachte Keiner, und Alle schliefen schon nach wenigen Augenblicken.

Nur der sorgsame Vater hatte sich nicht der Ruhe über-

lassen, denn wohl wissend, daß diese Gegenden häufig von wilden, reißenden Thieren bewohnt werden, sann er darauf, seine schlummernden Lieben gegen die Anfälle derselben zu beschützen.

Seht da das Bild eines ächten Familienvaters, meine Geliebten! — Während die Seinen ruhen, wacht und sorgt er noch immer und richtet seine Gedanken einzig darauf, ihren Schlummer gegen Gefahren zu beschützen.

Endlich fiel ihm ein, einmal gehört zu haben, daß das Feuer das Raubwild abschrecke; er stand also auf, und das so leise als möglich, um die lieben Schläfer nicht zu wecken, sammelte beim Scheine des eben aufgehenden Vollmonds etwas dürres Reisig zusammen, legte es auf einen Haufen, nachdem er etwas ganz dürres Gras darunter gestopft hatte, und schlug dann mit seinem Stahl, Feuerstein und Zündschwamme Feuer an. In wenigen Minuten hatte er ein hell emporloderndes Feuer, an dem er sich behaglich erwärmte, denn die Nacht war im Vergleich zu der fast übergroßen Tageshitze empfindlich kühl, die Luft, welche vom Flusse herüberwehte, fast schneidend kalt.

Er sammelte jetzt beim hellen Scheine des Feuers immer mehr Reisig, woran es in dieser Gegend, die noch nie zuvor von menschlichen Fußtritten betreten zu sein schien, nicht gebrach, und setzte sich dann am Eingange der Laube nieder, um zu wachen und das Feuer zu unterhalten, das vor Anbruch des Tages nicht ausgehen durfte, wenn die Schlafenden nicht in Gefahr gerathen sollten. Zu seinen Füßen aber kauerte sich Phylax, der treue Wächter und Freund der Auswanderer, der die weite Reise aus Europa mit ihnen gemacht hatte, nieder und leckte, mit dem Schwanze wedelnd, die Hände seines geliebten Herrn, gleichsam als wolle er sagen: ich will mit dir wachen!

»Gott segne ihren gesunden, erquicklichen Schlummer und gebe ihnen morgen ein frohes Erwachen!« betete der fromme Greis, mit gefalteten Händen zu dem mit Sternen besäeten Himmel emporblickend. »Und auch mein Conrad, mein guter geliebter Sohn, er, der sich freiwillig für uns aufopferte, möge in einem gesegneten Schlafe Stärkung für die Mühen des nächsten Tages finden!« fuhr er nach einer kleinen Pause fort.

3.

Es wird jetzt Zeit sein, uns einmal wieder nach dem trefflichen, wackern Jünglinge umzusehen, der selbst das harte Loos der Sclaverei — o gewiß das härteste von allen! — nicht gescheut hatte, um die geliebten Seinigen glücklicher zu sehen, als sie es in den letzten Jahren gewesen waren.

Sobald ihn der Ober-Aufseher der kaiserlichen Gärten auf dem Sclaven-Markte zu seinem Eigenthume erstanden hatte, führte er ihn hinweg und gebot ihm durch Zeichen, denn anders konnte er sich weder Conraden, noch dieser sich ihm verständlich machen, weil Einer des Andern Sprache nicht verstand, ihm zu folgen, welches dieser, in sich gekehrt und höchst niedergeschlagen, that.

Erst jetzt fühlte der edle Jüngling das Schreckliche seiner Lage ganz; er durfte nun nicht mehr gehen wohin er wollte, noch thun was ihm gefiel, sondern mußte blindlings dem Willen eines Andern gehorchen. Keine Stunde seiner Zeit gehörte mehr ihm an; nicht mehr er oder die geliebten Seinen ernte-

ten die Frucht seines Fleißes, seiner Anstrengungen, ja selbst sein Leben, wie er recht gut wußte, stand in der Hand seines Gebieters.

O Kinder, dankt Gott auf Euren Knieen, daß Ihr frei seid, daß Ihr in einem Lande geboren wurdet, wo man die Rechte der Menschheit anerkennt, wo die Gesetze es nicht dulden, daß man dem Menschen sein köstlichstes Gut, seine Freiheit, raube und der Bruder den Bruder — denn sind nicht alle Menschen Brüder und Schwestern? — gleich einer Waare auf dem Markte kaufe und verkaufe! Wie glücklich ist nicht schon Der zu preisen, der Herr seiner eigenen Handlungen ist, der für sich schaffen und wirken kann, der selbst ernten darf, wo er gesäet hat, über dem nichts steht, als das der ganzen Menschheit so heilsame Gesetz, das nur den Bösewicht schreckt, weil er auf das Verderben seiner Mitmenschen sinnt.

Conrad, der gute Conrad, war jetzt dieses köstlichen Gutes beraubt; doch wie leicht trug er seine Sclavenfesseln, wenn er bedachte, um welchen Preis er seine Freiheit aufgeopfert hatte. Die geliebten Wesen, über deren Glück er das eigene

stets zu vergessen gewohnt war, jetzt gegen Sorge und Mangel geschützt, unter einem milden Himmelsstriche, auf einem Boden, der die Bedürfnisse des Lebens fast ohne alle Mühe und Anstrengung hervorbringt, das waren die Vorstellungen, die seine Seele erheiterten und ihn sein eigenes schreckliches Loos fast ganz vergessen ließen.

Man war endlich in den kaiserlichen Gärten angelangt; mehrere Schwarze kamen auf den Ruf ihres Gebieters herbei, der eine Weile Portugiesisch, aber, wie Conrad wahrnehmen konnte, in einem sehr mürrischen und gebieterischen Tone, zu ihnen sprach und dann den neuen Sclaven in ihren Händen zurückließ.

»Du sein ein Teutschmann?« redete ihn einer der Schwarzen in schlechtem, gebrochenem Teutsch an. »Komm mit mir, gut Kamerad, ik Dir Dein Hütt zeigen will und Dir neu Kleid geben; ist zu heiß für hier, Dein warm Kleid von Wolle; komm, komm!«

Conrad war erfreut, Jemanden gefunden zu haben, mit dem er sich doch unterhalten konnte, so unvollständig auch die

Sprachkenntnisse des armen Negers waren, und folgte also diesem sogleich nach dem Orte, den der Schwarze seine Hütte genannt hatte. Dies war aber nichts weiter als ein bretterner Verschlag ohne Thür, und er mußte mit gebücktem Haupte in das Loch treten, das die Stelle derselben vertrat. Kein Stuhl, kein Tisch, keine Bank, kein Geräth irgend einer Art! Vier nackte, kahle Wände von rauhen Brettern bildeten diese Wohnung, die kaum acht Fuß im Durchschnitt hatte; in einem Winkel lagen einige Matten von Reisstroh auf dem Boden, und Mandango — so nannte der Schwarze sich — sagte ihm, daß dies seine Lagerstätte sei, denn ein Bett konnte man es doch nicht nennen.

Conrad seufzte tief auf, als er sich in dieser Wohnung des Elends umsah; dann legte er seinen kleinen Bündel, der etwas Wäsche, eine Jacke und einige Geräthschaften enthielt, in einen andern Winkel und setzte sich auf die Matten nieder, um über seine traurige Lage nachzudenken.

»Seist traurig, arm' Teutschmann?« fragte ihn der Neger, ihn mit Theilnahme betrachtend. »Mandango war auch

traurig, als er hieher kam und aus seinem lieben Vaterland weg mußte; Mandango ist noch oft traurig, wenn er denkt an sein' alt Vater und an sein' Brüder in Afrika; aber mußt es nicht zeigen dem Herrn, daß Du traurig bist, sonst holt er die große Peitsche — große Peitsche thut so weh auf nacktem Fell — ach so sehr weh! Mandango hat sie oft gefühlt, auch wenn er nichts verbrochen hatte — der Herr ist sehr streng, müssen viel arbeiten, arme Sclaven, und essen nicht viel, arme Sclaven!«

So plauderte der gute Schwarze noch eine Weile fort, und man kann sich denken, wie schwer unserm armen Conrad das Herz dabei wurde. Zudem fühlte er den lebhaftesten Hunger und Durst, denn in langer Zeit hatte er nichts zu sich genommen; aber nirgends erblickte er Anstalten, dieses dringende Bedürfniß befriedigen zu können.

Er sah endlich einige schöne, reife, vollsaftige Ananasse auf einem großen Beete stehen — er erkannte diese Frucht, weil er einmal eine Beschreibung davon gelesen und selbst eine Abbildung derselben gesehen hatte — und da er viele Hunderte derselben

erblickte, fragte er Mandango, ob er zu seiner Erquickung wohl eine davon nehmen dürfe, weil er fast verschmachte?

Aber der lebhafteste Ausdruck von Entsetzen zeigte sich bei dieser Frage auf dem Gesichte des Schwarzen, und sich kreuzigend rief er: »Du ein Ananas nehmen? Ananas würde Dein Tod sein; Herr peitscht Sclaven todt, die Früchte nehmen. Nichts anrühren für Dich, arm' Teutschmann, nichts als den Reis, den man Dir giebt, Morgens und Mittags und Abends; Herr weiß alle Früchte im Garten, und wir dürfen keine nehmen.«

»So verschaffe mir nur Einen Trunk Wasser, ich sterbe fast vor Durst,« sagte Conrad traurig; »Wasser zu trinken, wird mir doch nicht verboten sein?«

»Wasser, so viel Du willst; will Dir gleich Wasser bringen,« entgegnete ihm der gute Neger und rannte fort; schon nach einigen Minuten kam er mit einer Flasche zurück, die aus der getrockneten Schaale eines großen Kürbisses oder einer Wasser=Melone gemacht war, und reichte sie unserm lechzenden Freunde hin, der einen langen, tiefen Zug daraus that und

sich sehr an dem schönen, kühlen, darin enthaltenen Wasser erquickte.

»So, nun zieh' ander Zeug an,« sagte Mandango, der ihn mit Wohlgefallen betrachtete, »und dann an die Arbeit — mußt gleich arbeiten, arm' Freund, sonst kommt Peitsche; Herr will keine faule Sclaven sehen.«

Conrad entkleidete sich jetzt und zog eine Hose und eine Jacke von grober grauer Leinwand, die sehr locker gewebt war, an; dann folgte er seinem neuen Freunde an die Arbeit.

Diese bestand darin, den Boden umzugraben, die Blumen und Gesträuche aufzubinden, Früchte zu pflücken, die Steige des Gartens aufzuschaufeln und zu reinigen und was wohl sonst in großen Gärten noch zu verrichten ist. Conrad erhielt einen Spaten, eine Harke oder Rechen, ein großes Messer und mehrere andere zum Gartenbau nothwendige Geräthschaften, und mußte gleich frisch mit angreifen.

Dieses würde ihm nun weder schwer noch lästig gewesen sein, denn er war ja der Arbeit gewohnt, wenn nicht immer ein Unter=Aufseher, ein häßlicher Neger mit einer wahrhaft

teuflischen Physiognomie, zwischen ihnen auf- und niedergegangen wäre, der jeden Augenblick rechts und links mit seiner langen Peitsche Schläge austheilte, so wie er zu bemerken glaubte, daß einer der armen Sclaven lässiger in seiner Arbeit würde. Oft traf er den Unrechten, aber der Getroffene durfte sich nicht rühren, wenn er nicht noch ärger gemißhandelt werden wollte; nur ein leises Zucken in den Gliedern, nur seine Miene verrieth den Schmerz, den er ausstand.

Ja, Kinder, so handeln Menschen gegen ihre Brüder, so werden die unglücklichen Sclaven behandelt! Ihr schaudert? Euer sanftes Auge füllt sich bei dieser Beschreibung mit den Thränen des Mitleids an? O ich könnte Euch noch schrecklichere Dinge mittheilen, wenn ich mich nicht scheute, Eure jungen Herzen zu zerreißen! Doch betet mit mir, daß es endlich den Regierungen Europa's gelingen möge, diesem schändlichen Mißbrauche der Menschenrechte gänzlich abzuhelfen. Schon ist Vieles zu diesem Zwecke von den Fürsten gethan worden, schon ist der Sclavenhandel überall in Europa bei strenger Strafe verboten worden — und in Dänemark war es, wo

man

man die ersten Schritte that, um dieser Abscheulichkeit ein Ziel zu setzen — aber noch immer sind die getroffenen Maaßregeln nicht hinreichend, dem Uebel ganz abzuhelfen, und alljährlich werden noch viele Tausende von armen Schwarzen aus Afrika nach Amerika geführt, um dort so, und oft noch ärger, mißhandelt zu werden, wie ich es Euch eben beschrieben habe.

Ihr Knaben, die Ihr einst Jünglinge und Männer sein werdet, erfüllt Eure jungen Seelen frühzeitig mit Mitleid für diesen so arg mißhandelten Theil Eurer Brüder, und wenn Gott edle und große Kräfte in Eure Seele legte, wenn Ihr zu Ansehen und einem großen Wirkungskreise gelangt — und das wird hoffentlich Mancher von Euch — o dann richtet Euer Bestreben auch darauf, diesem Mißbrauche, dem schändlichsten von allen, ein Ende zu machen! Wer nur redlich will, der vermag gar viel — dieses habt immer vor Augen und laßt Euch durch keine Hindernisse abschrecken.

Nach dieser kurzen Abschweifung, die Ihr Eurer Freundin gewiß gern verzeiht, wollen wir wieder zu unserm braven Con-

rad zurückkehren, um sein ganzes trauriges Schicksal kennen zu lernen.

Als der Abend da war, wurde ein Signal mit einer Glocke gehört, und plötzlich warfen alle Sclaven ihr Arbeitsgeräth weg. Sie rannten nach ihren Hütten oder bretternen Verschlägen, von woher sie einen irdenen Napf holten, mit dem sie nach einem am Ausgange des Gartens erbauten Hause liefen, wo der in Wasser gekochte Reis, ihre einzige Nahrung Morgens, Mittags und Abends, von dem Unter-Aufseher ausgetheilt wurde. Unser Conrad hatte keinen solchen Napf, und so dachte Keiner daran, ihm einen zu geben; traurig, mit leerem Magen stand er da, und sah wie die Andern schon auf dem Wege nach ihrer Hütte begierig ihren Antheil verschlangen, denn die ihnen zugetheilte Portion reichte niemals hin, den Hunger der Unglücklichen völlig zu stillen, und so konnten sie kaum die Zeit erwarten, daß ihnen neue Nahrung gereicht würde.

Der gute Mandango bemerkte, daß Conrad so traurig dastand und die Andern essen sah.

»Guter Teutschmann,« sagte er, »Du kein Reis essen? Du kein' Hunger hast?«

»Ach ja, ich habe großen Hunger,« entgegnete ihm Conrad; »aber Keiner giebt mir ja etwas!«

»Du mit Deinem Napf kommen mußt, sonst nichts bekommst,« antwortete ihm Mandango.

»Ich habe keinen Napf, guter Mandango.«

»Mandango geschwind essen will und Dir seins leihen,« entgegnete ihm dieser, seinen Reis schnell hinunter schlingend; dann reichte er ihm das leere Gefäß, und Conrad erhielt jetzt auch seinen Antheil.

Am andern Morgen, als eben die Sonne aufging, wurden die Unglücklichen wieder durch den Klang einer Glocke geweckt und erhielten ihr Frühstück, wie am Abende zuvor; wäre der gute Mandango nicht gewesen; so hätte Conrad wieder nichts bekommen, denn hier bekümmerte sich Keiner um die Bedürfnisse der armen Sclaven, und wer seinen Napf nicht hinhielt, bekam nichts zu essen.

Conrad hatte noch eine Kleinigkeit an Geld in seiner Ta-

sche, und als der Sonntag kam, wo die Sclaven nicht zu arbeiten brauchten, benutzte er die ihm ertheilte Erlaubniß, auszugehen und sich das ihm so nöthige Geräth zu kaufen.

Fünfte Abtheilung.

1.

Unsere Freunde am Flusse Gigitonhonha waren indeß nicht müssig gewesen. Das, was ihnen am nächsten für den Augenblick lag, war der Bau einer ordentlichen Hütte, die sie gegen Sturm und Ungewitter und die Raubsucht wilder Thiere beschützen konnte.

Der Vater und Wilhelm, die am rüstigsten waren, hatten bereits eine Menge junger, geradgewachsener Bäume gefällt, die Rinde von den Stämmen abgeschält, sie mit der Säge gerade geschnitten und an einer angenehmen Stelle, dicht an dem schönen Flusse, unter vier großen, majestätischen Kokosnußbäumen, tief in die Erde gegraben. Ziegel hatten sie nicht, um ein ordentliches Mauerwerk aufführen zu können, doch

wußten sie sich zu helfen, denn sie machten Wände von Flechtwerk und verstopften alle Fugen und Ritzen mit den Blättern der schönen Kokospalme, die überhaupt ein rechter Segen für sie war, denn auch das Dach ihres Hauses deckten sie mit den dicken, langen und breiten Blättern derselben zu, und zwar mit solcher Sorgfalt, daß sie ganz trocken blieben, als sich ein starker Regen einstellte.

Margarethe und die zwölfjährige Anna blieben während dieser Arbeit des Vaters und Bruders auch nicht müssig. Sie steckten einen ziemlich großen Platz dicht hinter der Hütte zum Garten ab, umgaben diesen mit einem leichten Zaun, um ihre Pflanzungen gegen die Verwüstungen wilder Thiere zu beschützen, gruben dann den lockern, sehr fruchtbaren und fetten Boden um, theilten Beete ab und säeten Mais, Reis, Hanf, Tabak und andern Saamen hinein, den der vorsichtige Vater in Rio Janeiro zu diesem Zwecke angekauft hatte. Eine sehr große Stelle wurde zum Anbau der Kartoffeln bestimmt, denn sie wußten, welchen Nutzen sie von dieser trefflichen Frucht ziehen würden.

Der Boden war auch so gut, das Clima so außerordentlich günstig, daß der Saame schon gleich emporkeimte, so wie man ihn nur in die Erde gestreut hatte. Was in Europa Monden gebraucht hätte, um zu wachsen und zu reifen, war hier in Wochen schon hoch emporgewachsen, und wohin ihr Auge nur blickte, entdeckte es köstliche, saftige Früchte, an denen sie sich erquicken konnten. Zufällig hatten sie einige Melonen-Kerne mitgenommen, und auch diese steckte Anna in den Boden; schon nach wenigen Tagen zeigten sich die jungen Pflänzchen, die dann, sorgfältig von ihr begossen, bald zu sehr großen Pflanzen gediehen, und Knospen, Blüthen und Früchte zeigten; ihnen war bei diesem außerordentlich schnellen Wachsthum der Pflanzen, als sähen sie sie wachsen, so rasch trieb und keimte Alles.

Die Hütte gedieh indeß auch immer weiter vorwärts, denn da es den Arbeitenden nicht an den nöthigen Geräthschaften fehlte, und sie überdies viele Einsicht besaßen, ging der Bau vortrefflich, und schon gewährte sie ihnen Nachts einen sichern Schutz. Nur beim Richten des Dachs hatten sie

einen Unfall, der Alle schmerzlich betrübte, weil der Schaden unersetzlich schien.

Margarethe hatte nämlich dafür gesorgt — denn sie war eine ordentliche, sorgfältige Wirthschafterin — daß einiges irdenes Geschirr, als Kochtöpfe, Schaalen und Näpfe mitgenommen würden, denn worin sollten sie sonst kochen und die zubereiteten Speisen auftragen? Dieses Geschirr stand nun, während der Vater und Wilhelm eifrig mit dem Bau beschäftigt waren, an einem sichern Platz außerhalb der Hütte; aber das Unglück wollte, daß Wilhelmen ein ziemlich großer Balken, den er zu dem Dache anbringen wollte, aus den Händen entglitt, zur Erde niederstürzte und vermöge seiner Länge auf Margarethens schönes Geschirr fiel, von dem auch nicht ein einziges Stück brauchbar blieb.

Da stand die arme Margarethe und schaute voll Schreck den angerichteten Schaden an — worin nun kochen? was jetzt beginnen? Sie hätte vor Betrübniß weinen mögen, als sie alles dieses bedachte.

»Der Schaden ist groß, meine Tochter,« sagte Vater

Niemann, der auf ihren Schreckensruf herbeigekommen war; »doch bedenke, daß wir noch unglücklicher hätten sein können; dieser den Händen Wilhelms entglittene Balken, hätte er nicht auf Dich, oder auf unsre Anna eben so gut fallen können? So laß das Trauern, mein Kind, betrübe Dich nicht über den Verlust irdischer Güter, sondern preise vielmehr unsern himmlischen Vater mit mir, daß er uns so gnädig gegen noch weit größeres Unheil bewahrte.«

Mit diesen Worten ging der fromme, in jedem Trübsal gefaßte Greis fort, und wieder ruhig an seine Arbeit, denn er hielt es für eben so unrecht als thöricht, sich lange über Dinge zu betrüben, die nun doch einmal nicht zu ändern waren, und das, meine Geliebten, ist wahre Lebensweisheit!

Margarethe konnte sich indeß noch immer nicht von dem gehabten Schrecken erholen und starrte mit trübem Auge die Scherben ihres zerbrochenen Geschirrs an; auch der fleißige Zimmermann Wilhelm ließ die Axt und den Hammer eine Weile ruhen, und rief ihr von der Zinne seines Daches mit trauriger Miene die Worte zu: »Arme Margarethe, was habe

ich Dir da für einen Kummer bereitet! Doch beruhige Dich, gute Schwester; ich will nicht ruhen, als bis ich wieder gut gemacht, was ich hier Uebles angerichtet habe; es wird ja wohl Töpferthon in dieser Gegend zu finden sein, und dann sollst Du so viele Töpfe und Näpfe haben, als Du nur irgend willst, denn ich habe öfterer der Arbeit des Töpfers zugesehen und weiß, wie er seine Gefäße bereitet und brennt.«

Wilhelm hielt Wort, denn kaum war die Hütte einigermaßen im bewohnbaren Stande, so grub er mit seinem Spaten so fleißig nach, bis er endlich wirklich eine Lage Töpferthon entdeckte und mit dieser Entdeckung so froh nach Hause eilte, als habe er eine Goldgrube gefunden.

»Töpferthon, schöner röthlicher Töpferthon!« rief er, indem sein Auge vor Freude hell glänzte; »jetzt, liebe Schwester, sollst Du Dich nicht länger mit den zerbrochenen Scherben beim Kochen quälen. Zwar werde ich Dir keine zierlichen Gefäße machen können, aber an nützlichen soll es Dir nicht fehlen.«

Er holte also in einem Korbe gleich eine Menge von der

gefundenen Erdart herbei, setzte sich dann dabei nieder und suchte alle fremdartigen Theile, als den groben Sand und den Kies, heraus, und als er Alles wohl gereinigt hatte, vermischte er seinen Töpferthon mit Wasser, knetete ihn wohl durch und formte verschiedene Gefäße daraus, denn alles dieses hatte er bei dem Töpfer gesehen.

Als die Gefäße geformt waren, stellte er sie eine Zeit lang in die Sonne, damit sie etwas austrockneten, während welcher Zeit er einen ziemlich großen Ofen von derselben Thonart verfertigte und ein wohl unterhaltenes Feuer darin anzündete. Als der Ofen durch und durch erhitzt war, stellte er seine Arbeit hinein und ließ sie 10 bis 20 Stunden darin, um sie zu brennen. Zwar zersprang ihm mancher Topf, das ist nicht zu leugnen, denn im Sprichworte heißt es mit Recht: »Lehrwerk ist kein Meisterstück;« aber dieses schreckte ihn nicht ab, und so wurden seine Töpfe immer besser und besser, zu Margarethens nicht geringer Freude, die ihm manchen Lobspruch über seine Geschicklichkeit ertheilte.

»Siehst Du,« sagte Vater Riemann lächelnd zu seiner

ältesten Tochter, »siehst Du, daß auch das, was zu Anfang uns als ein Unglück, oder doch als ein großes Mißgeschick erschien, nun wieder zu unserm Glück geworden ist? Durch das Zerbrechen Deiner Töpfe ist unser Wilhelm veranlaßt worden, eifriger als sonst nach dem Töpferthon zu suchen, und von welchem unendlichen Nutzen wird uns nicht noch für die Folge das Auffinden dieses für den Haushalt so nöthigen Materials sein!«

Margarethe erkannte die Wahrheit dieser Worte an, und dankte mit ihm dem großen Weltenlenker, der das Geschick seiner Geschöpfe so liebend am Vaterherzen trägt, der ihnen kein Mißgeschick, sei es auch welcher Art es wolle, sendet, ohne große, erhabene Zwecke damit zu verbinden.

2.

An Gemüsen und überhaupt an dem, was der Mensch durchaus nothwendig zu seinem Unterhalte bedarf, litten zwar unsre lieben Auswanderer jetzt keinen Mangel mehr, denn der äußerst fruchtbare Boden gab bei der sorgsamen Behandlung,

die man auf ihn verwendete, alles hundertfältig wieder, was man ihm anvertraut hatte; aber trotz dem mußte man doch noch Manches entbehren, was man in der Heimath gehabt hatte, wozu auch besonders Fleisch gehörte, das die viel arbeitenden Männer, welche einer nährendern Kost bedurften, sehr vermißten; aber lange wußte man dazu nicht Rath zu schaffen, weil man kein Feuergewehr hatte, um Wild, das in Menge da war, zu erlegen.

Auch Kühe und mächtige Stiere hatten Wilhelm und der Vater schon erblickt, wenn sie in der schönen, fruchtbaren Gegend umherstreiften, um neue Entdeckungen zu machen; da aber diese Thiere im wilden Zustande lebten, war es ihnen nicht möglich, sie zu erreichen, denn schon flohen sie in die Wälder zurück, wenn sie verfolgt wurden.

An einem Morgen nun, als Wilhelm wieder zu seiner Thonlage eilte, die jetzt schon eine ziemlich tiefe Grube bildete, weil er zum Bau seines Backofens sehr viel von der Erdart herausgeholt hatte, hörte er ein Blöken in derselben, und als er voll Erstaunen über diese Erscheinung in die Tiefe hinab-

stieg — er hatte die Vorsicht gebraucht, sich eine kleine, sehr steil hinabgehende Treppe in den Thon zu hauen — erblickte er ein Kalb, das auf dem Boden lag und nicht von der Stelle konnte, weil das arme Geschöpf sich beim Hinabfallen in die Grube ein Bein verstaucht hatte.

Voll Freude stieg er die Treppe wieder hinan und rief den Vater und Margarethe durch sein lautes Rufen herbei; man kam und er theilte ihnen die Nachricht von seinem köstlichen Funde mit.

»Das ist eine wahre Schatzgrube!« rief er voll Entzücken aus; »nun haben wir auch ein Kalb, ein schönes, fettes Kalb! Gesegnet sei die Grube!«

»Nein, vielmehr die zerbrochenen Schüsseln und Töpfe,« entgegnete ihm der Vater lächelnd; »sie verschafften uns einen schönen Ofen, worin wir jetzt mit Bequemlichkeit unser Brod backen und allerlei nützliche Gefäße brennen können; jetzt aber gar einen trefflichen Braten, der uns gut schmecken und noch besser bekommen soll.«

»Aber unser Salz geht fast auf die Neige,« sagte Mar-

garethe etwas niedergeschlagen; »wie wollen wir uns denn neues verschaffen? und Fleisch ohne Salz ist doch eine schlechte Speise.«

»Ich habe auch schon daran gedacht, Margarethe, und Deine Sorge deshalb im Stillen getheilt; aber auch diesem Mangel wird jetzt abzuhelfen sein, da wir nun etwas zu Markt zu bringen haben, wofür wir andere, uns nothwendige Gegenstände eintauschen können. Wir wollen dieses Thier aus der Grube ziehen, es schlachten — denn leben können wir es nicht lassen, weil es vor Hunger umkommen müßte, indem wir keine Milch zur Nahrung für dasselbe haben — und, nachdem wir einen Braten für uns davon genommen, den Rest des Fleisches auf unserm selbst verfertigten Karren nach Tejucco bringen — so hieß ja die Stadt, wohin man uns auf unsrer Reise führte. Ich weiß, es sind sieben starke Meilen bis dahin; aber ich habe mir den Weg gemerkt, und Wilhelm und ich werden ihn schon finden. Wir verkaufen das übrige Fleisch, so wie die Haut des Thieres, und bringen Dir Salz dafür zurück, woran es uns jetzt zu mangeln beginnt.«

Dieser Vorschlag fand allgemeinen Beifall und rasch schritt man zur Ausführung desselben. Das Kalb wurde geschlachtet, Margarethe bereitete sogleich einen trefflichen Braten, an dem sich Alle herzlich satt aßen, und dann traten der Vater und Wilhelm mit fröhlichem Herzen ihre Wanderung an, wobei sie der getreue Phylax, munter voranspringend, begleitete.

»Halt! halt!« rief es hinter ihnen, als sie schon eine ziemliche Strecke fort waren, und fast athemlos kam Anna bei ihnen an, die eine gefüllte Schürze hatte.

»Hier sind noch einige von meinen Melonen,« sagte sie, »von meinen selbstgezogenen Melonen; vielleicht könnt Ihr auch die in Tejucco verkaufen und dann etwas Anderes dafür mitbringen.« Man freute sich über diesen guten Einfall des lieben Mädchens und nahm die Melonen mit, die den Schiebkarren eben nicht sehr beschwerten.

3.

Die Wanderer folgten immer dem Laufe des schönen Flusses Gigitonhonha, an dem, wie sie wußten, Tejucco lag,

nach; aber die Nacht war bereits angebrochen und noch immer zeigte sich keine Stadt. Der Mond schien indeß hell von einem wolkenlosen Himmel herab, und so scheuten sie sich nicht, ihre Wanderung unverdrossen fortzusetzen; sie konnten sich im Wege nicht irren, weil der Fluß ihnen immer zur Seite floß.

Eben ging die Sonne hell im Osten auf, als sie deutlich die Thürme der Stadt vor sich sahen, die kaum noch eine Stunde von ihnen entfernt lag. Das Wandern in der kühlen Nacht hatte sie nicht ermüdet, und so schritten sie rasch vorwärts, im Schieben des Karrens sich immer ablösend.

Alles war schon auf und in Thätigkeit, als man in Tejucco anlangte, denn in diesem heißen Clima sind es die Morgen- und Abendstunden, die man zur Arbeit benutzen muß, weil am Mittage alle Kräfte des Körpers gleichsam durch die allzustarke Hitze erschlafft sind; in den Stunden von 12 bis 5 Uhr giebt sich dann Alles der Ruhe hin.

Unsre Reisenden begaben sich mit den Ueberresten ihres Kalbes auf den Markt, auf dem Vielerlei schon zum Verkaufe ausgestellt war, und es dauerte nicht lange, so fanden sich

mehrere Käufer bei ihnen ein. Da sie aber die Sprache des Landes nicht redeten, entstand eine neue Schwierigkeit, die aber durch den glücklichen Zufall gehoben wurde, daß sie einen teutschen Soldaten antrafen, der gegenwärtig in der brasilianischen Armee diente und gern bereit war, seinen Landsleuten zu helfen, denn wenn man in der Fremde lebt, freut man sich immer, auf Menschen aus der geliebten Heimath zu stoßen, und ist dann oft weit mehr zur Hülfe und zu kleinen Dienstleistungen willig und bereit, als man es im Vaterlande vielleicht gewesen sein würde.

Claus, so hieß der Soldat, stellte sich also bei ihrem Karren hin, und da er fertig portugiesisch sprach, schloß er den Handel für sie ab; sie erhielten ungefähr einen Piaster für ihr Kalbfleisch und die schönen, reifen Melonen Anna's, die besonders viele Liebhaber fanden. Nun erbot sich auch Claus noch, sie in einen Laden zu führen, wo sie das benöthigte Salz finden würden, das sie dann als Rückfracht mitnahmen.

Es war natürlich, daß sich zwischen den Landsleuten ein Gespräch über ihre gegenwärtigen Verhältnisse entspann, und

so erfuhr Claus, daß unsre Freunde Auswanderer wären und sich am Gigitonhonha mit Bewilligung der Regierung angesiedelt hätten; er kannte die Gegend genau, denn er war auf seinen vielen Streifereien zuweilen in dieselbe gekommen, und da er wußte, daß sie sehr fruchtbar sei, wünschte er ihnen zu ihrer Ansiedelung in derselben von ganzem Herzen Glück, hinzufügend, daß, sobald nur seine Dienstzeit um sein würde, er sich auch ein Plätzchen zum Ansiedeln von der Regierung erbitten würde, denn als ein geborner Landmann kenne er kein größeres Glück, als den lieben Erdboden zu bebauen.

»Ich habe nur noch ein halbes Jahr zu dienen,« schloß er seine Rede, »und wenn das Schicksal mir dann wohl will, komme ich in Eure Nachbarschaft, baue mir eine Hütte, wie Ihr, und lebe fortan in Frieden und Ruhe.«

»Warum erbatet Ihr Euch denn nicht gleich ein Stück Land zum Ansiedeln?« fragte ihn Vater Riemann. »Da Ihr ein Freund des Landlebens seid, so muß Euch der Soldatenstand doch sehr lästig und unangenehm sein? Ich, für mei-

nen Theil, hätte nie meine Pflugschar mit dem Schwerte vertauschen mögen, und meine Söhne wohl auch nicht.«

»So habt Ihr noch mehr Söhne als diesen?« fragte Claus.

»Ja, noch Einen, der sich für uns aufgeopfert hat,« entgegnete ihm Riemann mit einem tiefen Seufzer, und nun erzählte er ihm mit Thränen in den Augen, was Conrad für die Seinigen gethan hatte.

»Das muß ein braver, herrlicher Bursche sein,« sagte Claus, als der Greis seine Erzählung geendet hatte; »Gott wird ihn dafür segnen!« Eine Thräne rollte dem ehrlichen Manne bei diesen Worten in den Schnurrbart hinab. »Was aber Eure erste Frage betrifft,« fuhr er nach einer Pause fort, während welcher Keiner vor Rührung hatte sprechen können, »so muß ich Euch sagen, mein guter Mann, daß ich, ohne einen Heller in der Tasche zu haben, hieher kam und mich so gezwungen sah, Dienste zu nehmen, denn wer ohne alle Hülfsmittel an Geld und Geräthschaften sich hier ansiedeln will, der mag sich nur darauf gefaßt machen, im Elende umzukom-

men. So trat ich denn auf sieben Jahre in Dienst, wovon, Gott sei dafür gedankt! nur noch ein halbes Jahr übrig ist; dann bin ich wieder ein freier Mensch, und da ich eine Kleinigkeit von meinem Solde erspart habe, soll es dann schon mit dem Ansiedeln gehen, besonders wenn Ihr mir als christliche Nachbarn helfen wollt.«

»Von ganzer Seele, braver Landsmann,« entgegnete ihm der Greis, ihm freundlich die Hand reichend, und so schieden sie von einander als gute Freunde.

Da es jetzt schon sehr heiß zu werden begann, führten Wilhelm und der Vater, nachdem sie sich an der mitgenommenen Speise und einem kühlen Trunk aus dem Flusse erlabt hatten, den Karren vor die Stadt hinaus, suchten sich unter einem großen Baume ein schattiges, kühles Plätzchen und überließen sich sorglos der süßesten Ruhe, deren Vater und Sohn gleich sehr bedürftig waren. Der Zweck ihrer Reise war erreicht, ihr Tagewerk vollendet, so durften sie ja ohne Vorwurf sich dem Schlummer überlassen.

4.

Margarethe und Anna liefen indeß oft eine Strecke an dem Flusse entlang, um den geliebten Reisenden entgegen zu sehen, die ihnen, nach ihrer Berechnung, viel zu lange weg= blieben. Schon fürchteten sie, daß den Theuren irgend ein Unfall zugestoßen sein möge, oder daß sie vielleicht gar den Weg verfehlt hätten, als sie in einiger Entfernung den treuen Phylax erblickten, der in vollen Sprüngen auf sie zugeeilt kam und, als er bei ihnen angelangt war, vor Freude nicht wußte, was er anfangen sollte.

»Jetzt sind Vater und Wilhelm gewiß auch nicht fern,« rief Anna, so wie sie das muntre Thier erblickte, und wirklich dauerte es auch nicht lange, so sah man die theuren Wande= rer um einen Felsen biegen, der sie bisher ihren Blicken entzo= gen hatte.

»Vater! — Anna! — Wilhelm! — Margarethe!« rie= fen sie sich wechselsweise zu und eilten Einer in des Andern Arme, als wären sie Jahre lang getrennt gewesen.

Die Fragen: »Wie ist es Euch ergangen? — Habt Ihr auch allein Furcht in der Wildniß gehabt? — Ist die Stadt von Euch glücklich gefunden worden?« kreuzten sich mit den darauf erfolgenden Antworten. Dann nahm Margarethe Wilhelmen den Karren ab, damit er sich ausruhen möchte; dieser aber eilte mit seiner Mütze, die bisher friedlich neben dem gefüllten Salzsack gelegen hatte, zu Annen, und indem er etwas trockenes Gras, das er darüber gedeckt hatte, behutsam ein klein wenig lüftete, sagte er zu Annen:

»Sieh, ich bringe Dir auch etwas mit, liebe Schwester; Du kannst in Deinen Freistunden Dein Vergnügen daran haben, und wirst Dich sehr freuen, wie ich glaube.«

»Nun, was ist es denn?« fragte Anna neugierig und wollte das trockene Gras abnehmen, um zu sehen, was der Bruder ihr mitgebracht habe.

»Halt! halt!« sagte dieser, die Mütze etwas höher emporhebend, »Du mußt mir das Gras nicht abnehmen und erst hübsch rathen, was darin ist!«

»Wie kann ich denn das, Wilhelm? Du hast mir doch

nicht etwa wieder ein Nest mit kleinen nackten Feldmäusen mitgebracht, wie einmal, als wir noch in unserm Vaterlande waren? Nein, bitte! bitte! quäle mich nicht mit solchem Scherze, denn die Dinger sehen gar zu ekelhaft aus!«

»Was ich Dir mitgebracht habe, sieht aber gar nicht ekelhaft aus, sondern, auf mein Wort, ganz allerliebst,« sagte Wilhelm; »aber rathen mußt Du!«

»Nun, ein Nest ist es, das sehe ich wohl, und es ist etwas Lebendiges darin, denn ich höre es krabbeln; es sind vielleicht junge Sperlinge?«

»Nein, diese guten grauen Kirschendiebe habe ich hier zu Lande noch nicht gesehen; aber Du bist auf der Spur, Anna, so rathe nur frisch weiter.«

»Sind's vielleicht Lerchen oder Nachtigallen, Wilhelm? O, so ein Nest hübscher Lerchen, die immer so fröhlich und heiter den Tag begrüßen, hätte ich sehr gerne!«

»Auch Lerchen habe ich hier noch nicht gesehen, wenigstens solche nicht, wie wir sie bei uns haben,« war des Bruders Antwort. »Doch, Du wirst es wohl nicht errathen,

Schwesterchen, und ich mag Dich nicht länger quälen; so wisse denn, daß ich Dir ein ganzes Nest voll Papageien bringe, so schöne, bunte Vögelchen, wie Du sie noch nie gesehen hast. Sie sind schon flügge und fressen fast allein; nur einige Tage noch brauchst Du ihnen in Wasser aufgeweichten Reis zu geben, dann können sie selbst schon ihr Futter nehmen; ich hoffe, wir werden sie groß kriegen, wenn wir nur einige Tage recht gut Acht auf sie geben.«

»O das ist herrlich! das ist allerliebst!« rief Anna bei diesen Worten des Bruders. »Ein Nest mit Papageien! mit schönen, bunten Vögeln! Wie will ich sie füttern, wie sie mir zahm machen! so zahm, daß ich nicht nöthig haben werde, sie in dem fatalen Bauer zu lassen!«

Unter diesen Gesprächen waren sie bei der Hütte angekommen, und den müden Wanderern that die Ruhe nach der Reise sehr wohl. Mit einem Gefühle von Behaglichkeit, das sich mit nichts vergleichen läßt, sahen sie sich unter einem selbstbereiteten Dache, von kleinen Bequemlichkeiten umringt, die allein ihr Werk waren. Wie süß schmeckte ihnen nicht das

Mahl,

Mahl, welches die sorgsame Margarethe ihnen jetzt auftrug, denn hatten sie nicht den Boden bebaut, der ihnen diese wohlschmeckenden Kartoffeln trug? wurde nicht durch sie diese Wildniß in einen Garten umgewandelt? hatte ihr Fleiß nicht dieses Dach aufgeführt, dieses Mauerwerk, die sie gegen die Angriffe der wilden Thiere und gegen die rauhe Nachtluft beschirmten?

»O mein Conrad,« seufzte der Vater jetzt im Stillen, »wärst du frei und bei uns, wie glücklich würde ich mich fühlen, wie hätte ich doch so gar keinen Wunsch weiter für das Leben!«

5.

Anna hatte sehr viel mit ihren bunten, allerliebsten Papageien zu thun, für die Wilhelm ihr von sehr biegsamen Stäben ein weites, geräumiges Bauer geflochten hatte, in dem die lieben Thierchen sich sehr behaglich fühlen mußten, und schon nach wenigen Tagen fürchteten sie sich gar nicht mehr vor Anna, wenn diese mit den sorgsam aufgeweichten Reiskör-

nern zu ihnen kam, um sie zu füttern; ja, sie fingen bereits an, ihr dieselben von selbst aus der Hand zu picken und sie mit einer Art von Freudenruf zu empfangen, wenn sie zu ihnen kam. Natürlich machte dies dem guten Kinde ein sehr großes Vergnügen, und erst jetzt fühlte sie sich ganz ruhig und behaglich in ihrer Einsamkeit.

Ihre Freude wurde noch erhöht, als der immer zärtlich für sie besorgte Wilhelm an einem Morgen nach einer kleinen Streiferei, die er gemacht hatte, mit vor Lust glühendem Gesicht zu ihr trat und ihr ankündigte, daß seine Thonhöhle wieder einen willkommenen Gast beherberge, nämlich ein schneeweißes, allerliebstes Lämmchen von der wilden Art, wie sie in der Gegend in großen Heerden umherstreiften.

»Und was das Beste ist,« sagte er, »so werden wir die Mutter des Thierchens mit bekommen, denn die stand am Rande der Grube und blickte traurig hinein nach ihrem geliebten Jungen; ja, als ich kam, wich sie nur um wenige Schritte zurück, und sah mich mit Blicken an, als wolle sie sagen: hilf doch meinem armen Kinde da heraus! Ich wette alles

darauf, daß das Mutterschaaf uns folgt, wenn wir nun das Lämmchen aus der Grube nehmen und hieher bringen; wir brauchen es dann nur an einen Baum zu binden und dürfen sicher sein, daß die Alte uns folgen und ihr Junges ernähren wird; auf diese Weise können wir es fangen.«

»O das wäre ganz allerliebst, ganz herrlich!« rief Anna, indem sie sich dreimal vor Freude auf dem Absatze herumdrehte.

Beide gingen jetzt zu der Grube, um das Lamm aus derselben heraufzuholen, denn allein vermochte Wilhelm dies nicht, und Alles kam, wie er gesagt hatte: das alte Schaaf, ängstlich besorgt um sein Junges, folgte ihnen in einiger Entfernung wirklich nach, und als sie dieses an einen jungen Kokusbaum festbanden, kam die Mutter, zwar mit großer Scheu und Aengstlichkeit, um das Junge saugen zu lassen.

Wilhelm dachte aber sogleich an das Nöthige; mit Hülfe des Vaters wurde ein kleiner Stall erbaut, der zwar den Anforderungen an Schönheit nicht eben genügte, aber dem Zwecke vollkommen entsprach, indem er Schutz gegen die Witterung gewährte und das Thierchen gegen das Raubwild bewahrte.

Anna trug, sobald dieser Stall fertig war, eine Menge trockenes Laub und Gras hinein, schnitt dann feine Kräuter ab und führte gegen Abend das Kleine in diese neue Wohnung, wo sie es sorgfältig festband. Wie sie gehofft hatten, folgte auch jetzt das Mutterschaaf durch die mit Fleiß offen gelassene Thür; Wilhelm schlich sich behutsam von hinten herum, und klapp! machte er die Thür zu, und beide waren ihre Gefangene!

Niemand freute sich mehr über dieses Ereigniß, als die haushälterische Margarethe, die jetzt ihren sehnlichsten Wunsch erfüllt sah, indem sie frische, schöne Milch zu erhalten hoffen durfte, denn wie hatte ihr diese bisher in ihrem kleinen Haushalte gefehlt!

Es mußten zwar mancherlei Künste angewendet werden, um das Mutterschaaf zum Stillstehen zu bewegen, wenn es gemolken werden sollte, und mancher schöne Topf von Wilhelms Fabrik zerbrach dabei, indem das Thier sich zu Anfang gar ungeberdig anstellte und mit den Füßen die unter dasselbe gestellten Gefäße umstieß und zerbrach; aber endlich gelang es

ihnen doch, es zu zähmen, und nun erst freute man sich recht über den gemachten Fang.

Auch die Fischerei trug nicht wenig zu den Annehmlichkeiten des Lebens unsrer lieben Auswanderer bei, denn der schöne Gigitonhonha war sehr fischreich, und Margarethe verstand es vortrefflich, Netze zu machen, in denen man dann mit Leichtigkeit die muntern Bewohner der Fluth einfing; auch Angeln wurden verfertigt, die der geschickte Wilhelm künstlich genug schmiedete. Man hatte etwas Eisendraht mitgebracht, den Wilhelm dadurch zu Stahl härtete, nachdem er der Angel die gehörige Form durch Biegen und Feilen gegeben hatte, daß er ihn mehrere Male im Feuer glühend machte und dann wieder in sehr kaltes Wasser tauchte. Auf alle diese Dinge hatte er stets in seinem Vaterlande Acht gegeben, und wie kam ihm dieses jetzt nicht zu Statten!

Die Fischerei führte natürlich auf den Wunsch, auch einen Kahn besitzen zu wollen, und wirklich ließ sich Vater Riemann nicht lange bitten, zu diesem Werke rüstig mit Hand anzulegen. Ein großer Baum wurde, zwar mit nicht unbedeu-

tender Mühe, von Vater und Sohn gefällt, abgeschält und ausgehöhlt, über welcher Arbeit wohl ein Monat verging, denn das Holz desselben war hart und wich so nicht leicht dem Meißel; aber wie dauerhaft war nun auch der Kahn, als er endlich fertig am Ufer dalag und, zur großen Freude Aller, vom Stapel gelassen werden sollte, wie sie es zu nennen beliebten, indem sie ihn in's Wasser schoben.

Jetzt brauchte man nicht mehr den Weg zu Fuße nach der Stadt zu machen, wenn man dort wieder etwas zu verkaufen hatte, sondern konnte sich hinrudern, und da Anna wieder reife Melonen, Margarethe aber einen großen Ueberfluß an Kartoffeln hatte, wurde wirklich eine neue Reise beliebt, die schon mit mehr Ruhe und Zuversicht angetreten wurde, als das erste Mal.

Natürlich hatten sich wieder einige Bedürfnisse angefunden, die man nur dann befriedigen konnte, wenn man Geld hatte und mit andern Menschen verkehrte; so war ihr Vorrath an Eisen und Nägeln durch den Bau des Kahns völlig erschöpft, und man beschloß also, diese einzukaufen, sobald man

gegen die zu Markt geführten Producte etwas Geld erhalten haben würde; dabei war der gute Claus, den Wilhelm und der Vater jetzt aufzufinden wußten, ihre größte Hoffnung.

Ohne alle Gefahr, ja sogar mit geringer Beschwerde, langten sie in Tejucco an, und nicht vergebens suchten sie ihren guten Freund dort auf. Claus war überaus erfreut, sie wieder zu sehen und zeigte sich ihnen eben so hülfreich, als das erste Mal; die zu Markte gebrachten Waaren wurden gut abgesetzt und das Benöthigte dafür eingekauft.

»Nun hat meine Sclaverei bald ein Ende,« sagte der gute Soldat; »nur noch zwei Monate und ich bin bei Euch, um mich nicht wieder von Euch zu trennen. Zwar hat man mir, mit meinem bisherigen Betragen zufrieden, eine Aufseher-Stelle in der Mandanga angeboten; aber ich habe sie ausgeschlagen, denn ich mag es nicht mit ansehen, wie die armen Schwarzen dort gequält werden, um die glänzenden Steine aus der Erde zu suchen, womit sich die Reichen und Vornehmen schmücken.«

»Was ist denn die Mandanga?« fragte ihn Wilhelm.

»Habt Ihr nie von den Diamant-Gruben in dieser Gegend gehört, die deshalb der Diamant-District heißt? Die größte dieser Gruben nennt man die Mandanga, und tausend arme Schwarze arbeiten darin. Man läßt sie sich ganz nackt ausziehen, und so die an Edelsteinen reiche Erde durchwühlen; haben sie einen solchen Kiesel gefunden, so halten sie ihn mit der Hand so lange in die Höhe, bis der Aufseher kommt und ihnen denselben abnimmt. Damit sie aber nichts verbergen können, sind sie nackt ausgezogen, und bei der geringsten zweideutigen Bewegung, etwa nach dem Munde, oder in ihr krauses Haar, setzen die unbarmherzigen Aufseher die Absicht voraus, einen solchen Stein verbergen zu wollen und sie werden unmenschlich gepeitscht, ja, haben sie sich wirklich verleiten lassen, einen gefundenen Stein zu verbergen, und man entdeckt es, so martert man sie auf die schrecklichste Weise zu Tode. Dennoch setzen diese Unglücklichen nicht selten ihr Leben daran — und was ist dieses ihnen auch, da sie so elend sind? — Steine zu verbergen, die sie dann oft um Spottpreise in der Stadt verkaufen.«

»Ihr nanntet die Diamanten Kiesel?« fragte ihn der wißbegierige Wilhelm; »das thatet Ihr doch wohl nur im Scherze?«

»Nein, mein lieber junger Freund,« war Clausens Antwort, »die Diamanten gehören wirklich zu der Gattung der Kieselsteine, wie ich vielfältig gehört habe, denn hier spricht man sehr viel über diesen Gegenstand.«

Jetzt war man am Ufer des Flusses angelangt, unsre Freunde stiegen fröhlich und wohlgemuth in ihren selbstverfertigten Kahn, begleitet von Clausens besten Wünschen, der ihnen mit sehnsüchtigen Augen nachsah.

Sechste Abtheilung.

1.

Die von dem guten Soldaten angesetzten zwei Monate waren jetzt verflossen und mit großer Sehnsucht und heißem Verlangen sahen unsre Ansiedler der Ankunft dieses Mannes entgegen, der sich so schnell ihrer ganzen Zuneigung zu ver-

sichern gewußt hatte und nun ein Mitglied ihres kleinen Kreises werden sollte, denn so hatte man es bei der letzten Zusammenkunft verabredet.

»Ach, könnte ich doch meinen Conrad auch so erwarten!« dachte Vater Riemann, und eben derselbe Gedanke fuhr durch die Seele seiner übrigen drei Kinder, als sie dem fremden Manne entgegen sahen.

Es ging ihnen ja jetzt über alle Erwartung gut; sie hatten, was sie nur immer bedurften, in Fülle; aber dennoch war ihr Glück getrübt, wenn sie des geliebten, armen Bruders gedachten, der jetzt die schweren Fesseln der Sclaverei trug — ach! und wohl noch lange tragen mußte, denn wann konnten sie wohl hoffen, so viel erübrigt zu haben, um ihn frei zu kaufen?

Endlich traf Claus bei ihnen ein, der sie glücklich gefunden hatte; sein Gesicht strahlte vor Freude, als er die hübsche Hütte, den wohl bestellten Garten, den kleinen Stall erblickte, die durch Menschenfleiß in dieser Wildniß hervorgerufen waren

und, allem Anscheine nach, auch von guten, edlen Menschen bewohnt wurden.

Gleich nach den ersten Augenblicken der gegenseitigen zutraulichen Begrüßung, zog Claus Vater Riemann auf die Seite, und dem wackern Greise die Hand drückend, sagte er:

»Freut Euch, guter, braver Mann, freut Euch, wie ich mich freue! Ihr werdet Euren Sohn wieder erhalten, Euren guten, edlen Sohn!«

»Wie?« rief Riemann, »meinen Conrad? Wäre es möglich? täuscht Ihr mich nicht mit einer vergeblichen Hoffnung?»

»Nein, ich täusche Euch nicht,« entgegnete ihm Claus, ein Papier aus dem Busen ziehend, in das etwas gewickelt war. »Seht hier, das Glück hat mich wunderbar begünstigt, ehe ich den Dienst verließ. Ich hatte in Tejuceo die Bekanntschaft eines der armen Schwarzen gemacht, die in den Diamantgruben arbeiten; ich fand Gelegenheit, ihm einige Dienste zu leisten, ihm seine traurige Lage zu erleichtern, denn er war sonst ein guter Kerl. Gerade den Tag vor meiner Abreise kommt er am Abende nach gethaner Arbeit zu mir, übergiebt

mir diesen Stein und sagt, daß er ihn mir für eine geringe Summe verkaufen wolle; er hatte sein Leben daran gewagt, ihn im Munde zu verbergen, hernach hatte er einen günstigen Augenblick ersehen, ihn unter die Achselhöhle zu verstecken, wo er dann mit seinem Raube glücklich davon kam. Er hätte ihn an einen Aufkäufer verkaufen können, wo er dann wohl mehr dafür bekommen haben würde, als ich ihm geben konnte, denn nach meiner Schätzung ist der Stein mehrere tausend Piaster werth. Ich gab ihm, was ich von meinem Solde erspart hatte, und versprach ihm, daß er mehr erhalten solle, wenn ich ihn gut verkauft haben würde. Nicht an mich dachte ich bei diesem guten Handel,« fuhr Claus nach einer kleinen Pause fort, »sondern an Euch, den ich herzlich lieb gewonnen habe, an Euren guten, braven Sohn, der in Sclavenketten schmachtet. Nehmt also diesen Stein, sucht ihn so gut als möglich zu verkaufen und löst für das dafür erhaltene Geld die Fesseln Eures Conrads; mir aber gestattet, fortan als Euer dritter Sohn hier bei Euch zu leben, denn einen größern Wunsch habe ich nicht auf Erden.»

Schwer und groß war die Versuchung, die in diesem Augenblick sich dem Greise nahte — sein Sohn, sein Conrad frei — sie Alle hier wieder vereinigt, in einem glücklichen Clima lebend, wo die Erde ihnen alle Bedürfnisse des Lebens fast von selbst reichte — welch eine Aussicht! Doch er schwankte keinen Augenblick — die Tugend war zu mächtig in seinem Herzen, als daß er der Versuchung hätte unterliegen sollen, und mit Abscheu wies er Clausens Anerbieten zurück.

Dieser staunte und stand betroffen da. »Wie,« sagte er nach einer Pause, die zwischen ihrem Gespräche eintrat, »wie, Ihr wollt Euren Sohn aus einer eigensinnigen Tugendgrille in Ketten, in der schrecklichsten Sclaverei lassen?!«

»Ein so tugendhafter Sohn verdient, daß er auch einen streng rechtlichen und tugendhaften Vater habe,« entgegnete ihm Niemann ernst und entschlossen. »Dürfte ich wohl je die Augen wieder zu ihm erheben, wenn ich mich eines Betruges schuldig gemacht, seine Befreiung durch ein Verbrechen erkauft hätte? Ich kenne sein Herz, seine Grundsätze, Grundsätze, die ich selbst von Jugend auf in ihm zu befestigen suchte,

und weiß, daß er seine Freiheit nicht um den Preis würde annehmen wollen, daß sein Vater sich zum Mitwisser und Mitschuldigen eines Verbrechens gemacht hätte. Behaltet also Euren Diamanten, Claus, oder, wollt Ihr mir folgen, so gebt ihn an die rechte Behörde zurück; könnt Ihr aber das nicht, so laßt uns von einander scheiden, denn selbst ein Hehler fremder Schuld darf ich nicht sein, wenn ich nicht vor meinen guten Kindern erröthen will.«

Claus stand erstaunt, verwirrt bei dieser Rede da; aber es bedurfte keiner langen Ueberlegung bei ihm, um selbst auch zu dem Wege der Pflicht zurückzukehren, denn sein Herz war rein und gut, und sein Fehler entsprang bloß daraus, daß er nicht gewußt hatte, Uebles zu thun.

»Ihr habt Recht, edler Greis,« sagte er, eine Thräne der Rührung zwischen den Wimpern zerdrückend; »ich habe unredlich gehandelt, dem Schwarzen diesen Stein abzukaufen, den er der Regierung stahl; doch wie diesen Fehler wieder gut machen, ohne den armen Sclaven und mich selbst in's Verderben zu stürzen? Wird es entdeckt, daß er den Edelstein

verborgen und geraubt hat, daß ich ihn aufkaufte, so büßen wir Beide es mit dem qualvollsten Tode. Was aber beginnen, um das Geraubte wieder an die rechte Behörde zu bringen, ohne uns unglücklich zu machen?«

»Ich glaube ein Mittel gefunden zu haben,« sagte Vater Riemann nach einigem Nachdenken; »habt Ihr Vertrauen zu mir, und ist es Euer ernstlicher Wunsch, Euren Fehler wieder gut zu machen, so kommt mit mir nach der Hauptstadt des Landes, wo ich einen Mann kennen gelernt habe, der, wenn mich nicht alle meine Menschenkenntniß trügt, uns behülflich sein wird, diesen Stein wieder an die rechte Behörde zu bringen, ohne Euch und den armen Schwarzen, der fehlte, weil er keine ganz klaren Begriffe von Recht und Unrecht hat, unglücklich zu machen.«

»Ich folge Euch in Allem,« sagte Claus, in dem die Tugend auch wieder ganz den Sieg davon getragen hatte; »sollte ich auch das Leben darüber verlieren, so will ich mich Eurer Achtung wieder würdig machen.« Eine Thräne glänzte

bei diesen Worten in seinem Auge, und er reichte Vater Riemann die Hand, die dieser gerührt und herzlich drückte.

2.

Schwer wurde diesmal dem guten Greise der Abschied von seinen Kindern, denn auch Wilhelm sollte bei seinen Schwestern zu deren Schutze zurückbleiben, so hatte er beschlossen, während Claus ihn begleitete. Die Kinder konnten sich seine außerordentliche Rührung bei dieser kurzen Trennung nicht erklären, denn um sie nicht zu beunruhigen, hatte er ihnen nichts von dem Vorgefallenen gesagt, noch ihnen den Zweck seiner Reise mitgetheilt; daß ihn aber etwas ganz Besonderes so außerordentlich bewege, konnte ihnen nicht verborgen bleiben, denn noch nie hatten sie den Vater so gesehen.

Endlich war auch dieses überwunden — denn wozu gäbe die Tugend dem Menschen nicht Kraft? — und die beiden Wanderer traten ihren schweren Weg an, begleitet von den besten Wünschen der Zurückbleibenden.

Ich sage Euch, meine Geliebten, nichts von den Mühen

und Beschwerlichkeiten dieser ziemlich weiten Reise, die indeß dadurch in Etwas für Vater Riemann erleichtert wurde, daß Claus ihn begleitete und genau den Weg nach Rio Janeiro kannte; so konnten sie wenigstens nicht auf Irrwege gerathen.

Als sie in der Hauptstadt angelangt waren, ging Vater Riemann allein nach dem Gouvernementshause, wo er seinen menschenfreundlichen Sekretair zu finden hoffte und auch wirklich fand. Dieser erkannte ihn sogleich wieder und sich einen Augenblick von seinen Geschäften abmüssigend, fragte er ihn freundlich:

»Was führt Euch denn wieder nach der Hauptstadt, lieber Mann? Es gefällt Euch doch wohl in Eurer schönen, fruchtbaren Gegend?«

»Gewiß, wie sollte es das nicht?« entgegnete ihm Riemann; »es ist allein der Wunsch, mit Euch, lieber Herr, eine kleine Unterredung unter vier Augen zu führen, die mich hieher zurückgebracht hat, und ich hoffe mit Zuversicht von Eurer Güte, daß Ihr mir diese Gunst gewähren werdet, denn

das Glück mehrerer Menschen hängt davon ab, daß ich in Euch einen wohlmeinenden, treuen Rathgeber finde.«

»Ich stehe Euch zu Diensten, sobald ich nur meine Amtspflichten erfüllt haben werde,« entgegnete ihm der Sekretair; »haltet Euch also nur so lange hier auf, und folgt mir dann in mein Haus. Da ist ein Stuhl, setzt Euch so lange, denn Ihr werdet müde von der Reise sein, die Ihr doch wohl zu Fuße gemacht habet.«

Riemann setzte sich und harrte geduldig, bis sein Freund abkommen konnte, und hier hatte er denn Ursache, sein Geschick zu segnen, das ihn zu einem so guten und menschenfreundlichen Manne führte, als es dieser Herr Dankwart war — so hieß der Sekretair — denn wie verschieden war das Betragen der übrigen Arbeiter in diesem Büreau von dem des Herrn Dankwart!

Leute, die ängstlich auf Antwort zu warten schienen, und oft mit einem einzigen Worte zufrieden gestellt werden konnten, mußten stundenlang warten, und wurden sie dringend, oder frägten nur nochmals bescheiden an, so wies man sie mit

Grobheit zurück. Andern, die aus Unkenntniß der Geschäfte gefehlt haben mochten, wurden ihre Schriften vor die Füße geworfen. Einige der Angestellten, die noch jung und ausgelassen waren, hielten sich sichtbar über die Leute auf, die Fragen an sie richteten, denn das sah Vater Riemann ihren Mienen an, obgleich er noch wenig von der Sprache des Landes verstand. Wie ganz anders betrug sich dagegen der Sekretair Dankwart! wie ernst, aber auch zugleich freundlich war er! wie half er, wo er nur konnte, wie liebevoll bewies er den Leuten, die sich geirrt hatten, ihre Irrthümer, wie gern gab er die erbetene Auskunft! Vater Riemann gewann den jungen Mann mit jedem Augenblick, daß er ihn so still beobachtete, lieber, und war fest in seinem Herzen davon überzeugt, daß er sich mit seiner schwierigen Angelegenheit an die rechte Behörde gewendet habe, denn wahre, ächte Menschenfreundlichkeit, edles Wohlwollen sprachen sich in allen Zügen, in jedem Worte Dankwarts aus.

Endlich waren die Geschäfte für den Morgen beendet, und der Sekretair gab dem Greise ein Zeichen, ihm in seine

Wohnung zu folgen. Hier angelangt, ließ er ihm sogleich von seinem Diener eine Erquickung vorsetzen und forderte dann seinen Gast auf, offen mit ihm zu reden, was dieser denn auch aus der Fülle der Seele und ohne allen Rückhalt that.

Schweigend und aufmerksam hörte ihm Dankwart zu; dann, als er geendet hatte, sagte er:

»Ich gestehe Euch aufrichtig, daß die Sache sehr übel aussieht; nicht für Euch, ehrlicher Mann, der Ihr so redlich einen der Krone entwendeten Schatz zurückbringt, sondern für den Neger, der ihn entwendet, und für den Soldaten, der ihn an sich gebracht hat; denn, wie ich Euch schon sagte, die schwersten und schrecklichsten Strafen stehen auf dieses Verbrechen. Indeß ist mir ein Rettungsmittel eingefallen; Ihr wißt, daß die junge Kaiserin eine Teutsche, unsre geliebte Landsmännin, ist. Sie liebt ihr Vaterland und beschützt, so viel sie nur immer kann, uns Teutsche; ich selbst verdanke ihr meine Stelle, und es wird mir nicht schwer fallen, Zutritt zu ihr zu erlangen, weil sie diesen gern Jedem gestattet, der ein Gesuch an sie hat. Ich werde noch heute mit ihr zu sprechen

suchen und diese Sache an ihr edles, wohlwollendes und menschenfreundliches Herz legen. Vertraut mir deshalb den geraubten Stein an, damit ich ihn ihren Händen übergeben kann. Sucht Euren Freund auf, beruhigt ihn so viel als möglich und kehrt dann zu mir zurück, denn ich wünsche, daß Ihr bis nach abgemachter Sache bei mir bleibt; einem so braven und gewissenhaften Manne als Ihr seid, steht gern Alles zu Diensten, was ich habe.«

Er schüttelte Riemannen bei diesen Worten zutraulich die Hand, und dieser ging dann, mit Dank gegen Gott und den freundlichen Sekretair erfüllt, zu Claus, den er in einem kleinen Wirthshause vor der Stadt zurückgelassen hatte, und der mit großer Aengstlichkeit seiner harrte.

»Gott wird uns ferner helfen,« sagte Riemann, indem er Clausen das Vorgefallene mittheilte; »auf keinen Fall wird Euch eine schwere Strafe auferlegt werden, und die man Euch vielleicht auferlegt, müßt Ihr als ein Mann und als ein Christ ertragen. Was uns auch auf dem Wege des Recht-

thuns und der Tugend begegnet, das wird ein guter und starker Mensch mit innerer Freudigkeit zu ertragen vermögen.«

»Auch ich werde das,« sagte Claus gefaßt; »Euer Beispiel hat mich zu allem Guten gestärkt und ich habe es Gott und mir selbst in diesen Stunden gelobt, dem Rufe der strengsten Tugend für die ganze noch übrige Zeit meines Lebens zu folgen, nie wieder von dem Wege der Redlichkeit und strengsten Pflichterfüllung abzuweichen. Was man, mit Gott und dem Bewußtsein des Rechtthuns im Herzen, zu ertragen, freudig zu ertragen vermag, ersehe ich ja an Euch, der Ihr selbst die Fesseln des geliebten Sohnes nicht durch eine unrechtmäßige Handlung brechen wolltet.«

So sprachen Beide noch lange mit einander; dann nahm Vater Riemann Abschied von Claus, den er jetzt mit Stolz seinen Freund nannte, und begab sich darauf nach dem Hause des Herrn Dankwart zurück, um dort die Entscheidung der Sache, die ihm so sehr am Herzen lag, in Geduld abzuwarten.

Nichts aber wünschte er so sehnlichst, als nur Einmal noch seinen geliebten Conrad sehen und umarmen zu können,

und eine leise Hoffnung der Erfüllung dieses Wunsches dämmerte in seinem Herzen auf.

3.

»Wann sie wohl zurückkommen mögen?« fragte Anna an jedem Tage, und immer ängstlicher, je länger die Wanderer ausblieben; aber es ließ sich Keiner hören noch sehen und auch Margarethe und Wilhelm konnten ihre Aengstlichkeit nicht länger vor Annen verbergen, so gern sie es auch wollten, denn drei Tage waren seitdem schon verflossen, daß der Vater gehofft hatte, zurück sein zu können.

Vergebens spielte Anna mit ihren buntgefiederten Papageien, die jetzt schon so zahm waren, daß sie ihr auf Schulter und Nacken flogen und sie mit ihrem Schnabel pickten; aber ihre Unruhe und Besorgniß wollte nicht weichen.

Indeß hatten sie doch ein ungehofftes Glück, denn wieder gab Wilhelms Thongrube eine reiche Ausbeute; eine schöne, große Kuh war in dieselbe gestürzt, als sie dem Flusse zueilen und trinken wollte. Zwar reichten die Kräfte der Zurückgeblie=

denen nicht hin, sie aus der Grube zu ziehen, denn das Thier war groß, schwer, stark und sehr wild; aber wenn der Vater mit Clausen nur zurückkäme, meinte Wilhelm, so würde der schon Mittel und Wege anzugeben wissen, das Thier in ihre Gewalt zu bringen.

Sie begnügten sich für jetzt nur damit, reichliches und schönes Futter für die Kuh zu schneiden und es ihr in die Grube hinabzuwerfen; auch ein großes Gefäß mit Wasser ließen sie an einem Strick in dieselbe hinab, denn sie vermutheten, daß sie starken Durst haben würde; zu Anfang that sie überaus ungeberdig, stieß mit den großen, krumm gebogenen Hörnern gegen die Seitenwände der Grube, wühlte mit denselben die Erde auf und brüllte fürchterlich; endlich aber wurde sie ruhiger, und Wilhelm bemerkte zu seiner großen Freude, daß sie etwas von dem ihr hinabgelassenen Wasser trank und auch ein wenig Gras fraß, und jetzt glaubte er mit Recht, gewonnenes Spiel zu haben.

Wirklich wurde das Thier immer ruhiger, gleichsam als

habe

habe es sich in sein Schicksal ergeben, und wenn Wilhelm mit frischem Futter kam, fraß es gleich begierig davon.

Margarethe hätte sich nun ganz besonders über diesen Fang gefreut — denn welche Vortheile konnte sie nicht für den Haushalt von demselben erwarten? — wenn die mit jeder Stunde mehr zunehmende Sorge um den Vater irgend eine Freude in ihrem Herzen hätte aufkommen lassen.

Sie ging oft am Ufer des Flusses hin, der Gegend zu, von woher die Wanderer kommen mußten, und Anna begleitete sie; Beide sprachen kein Wort, sondern seufzten tief auf, wenn der Weg noch immer leer blieb.

Endlich, endlich! — täuschten auch ihre Augen sie nicht? — sahen sie in ziemlich weiter Entfernung drei Männer daherkommen. Drei aber? was bedeutete das, denn sie durften ja nur Zwei erwarten? So waren es vielleicht Andere, nicht der Vater mit seinem Begleiter?

Da sprang Phylax, der diesmal zu ihrer Sicherheit zurückgeblieben war, plötzlich auf, rannte fort von ihnen und der Gegend zu, von woher die drei Männer kamen; als er sie er-

reicht hatte, sahen sie, daß er an Zweien von ihnen emporsprang, sich zu ihren Füßen niederwarf und überhaupt auf alle nur erdenkliche Weise seine Freude auszudrücken bemüht war.

»So sind sie es doch!« riefen Margarethe und Anna wie aus Einem Munde und eilten den Wanderern entgegen. Einer von ihnen erblickte sie, lief vor den Andern voraus und stürzte mit dem Rufe: »Schwestern, theure, geliebte Schwestern!« in ihre Arme.

»Conrad Du? Du bist es wirklich?!« riefen wieder Beide zugleich, und helle Thränenströme entstürzten ihren Augen. »Gott, wie ist es möglich?! Träume ich nicht?!« waren die Worte, die wechselsweise den Lippen Anna's und Margarethens entströmten.

»Ja, ich bin es, liebe Schwestern, bin es wirklich,« sagte Conrad, indem er seinen Thränen freien Lauf ließ. »Ich werde jetzt immer bei Euch bleiben, Euch nie wieder verlassen; diese schreckliche Trennung von Euch, alle meine Leiden haben ein Ende, und nicht mehr ein Sclave, sondern ein freier Mensch steht vor Euch.«



Pag: 122.

»Aber wie ist das möglich?« fragte Margarethe; »sahen wir Dich denn nicht auf dem Sclavenmarkte verkaufen? — O ich werde des schrecklichen Tages nie vergessen!«

»Ueber alles dieses wollen wir späterhin sprechen,« sagte Conrad; »jetzt vermag ich Euch keine vollständige, ausführliche Erzählung zu geben, denn mein Herz fließt über in Freude und in Dank gegen Gott, der Alles so wohl gemacht hat.«

Jetzt waren auch die andern beiden Männer herzugekommen, und nun ging's an ein neues Freuen, Fragen und Bewillkommen.

Endlich langte man in der Hütte an, und der Ruf nach Wilhelm, der ja auch gleich das Glück der Uebrigen theilen mußte, erschallte von allen Seiten. Endlich kam der Gerufene, der eben seiner gefangenen Kuh Futter gebracht hatte, und Ihr könnt Euch vorstellen, meine Theuren, daß er nicht minder glücklich als die Andern war.

Obgleich sich Conrad nun von der weiten Fußreise noch sehr ermüdet fühlen mußte, so konnte man es ihm doch nicht erlassen, erst alle Herrlichkeiten zu beschauen; er mußte mit

Wilhelmen und Anna Feld und Garten durchstreifen, die Anpflanzung von Kokosbäumchen besehen, den Reis bewundern, der von Beiden jeden Abend stark begossen wurde, weil er einen feuchten Boden liebt; auch das Schaaf, die noch immer in der Grube gefangene Kuh, wurden ihm nicht erlassen, denn die guten Geschwister glaubten sich seiner Nähe nicht recht erfreuen zu können, als bis er Alles gesehen hätte.

Wirklich war Conrad nicht wenig überrascht, hier schon alles so weit vorgerückt und im guten, wohnlichen Stande zu finden; besonders freute er sich über die Hütte, die den Baumeistern durch gute, zweckmäßige Einrichtung alle Ehre machte. Mit welchen frohen Gefühlen dachte er daran, daß den geliebten Seinigen jetzt nichts, oder doch wenig nur, mehr fehle, um ein glückliches und zufriedenes Leben führen zu können. Manches konnte freilich noch besser und vollständiger werden, aber es stand jetzt doch in ihrer Macht, sich nach und nach durch Fleiß und Nachdenken in den Besitz alles dessen zu setzen, was die Freuden und Annehmlichkeiten des Daseins erhöht, und an ihm sollte es dabei nicht fehlen, dachte er, auch hatte

er sich während der Zeit seiner Sclaverei manche Kenntnisse vom Feld- und Gartenbau unter diesem Himmelsstrich gesammelt, die ihnen Allen hier wieder zu Gute kommen mußten.

4.

Jetzt, meine geliebten Leser und Leserinnen, werdet Ihr wohl eben so neugierig sein, zu erfahren, wie es Vater Riemann und Clausen in Rio Janeiro ging, als wir sie dort in einer wirklich schwierigen und kritischen Lage verließen, als es Margarethe, Wilhelm und Anna waren, die Schicksale ihrer Lieben während der letzten Zeit, und besonders den Umstand zu erfahren, der ihrem guten, geliebten Bruder Conrad die Freiheit schenkte.

Vater Riemann, der sich jetzt ausgeruht hatte und gern den Seinen das Erlebte mittheilte, that dies auch jetzt, und ich, meine Theuren, will nachholen, was Ihr von den Schicksalen dieser guten Menschen noch nicht wißt.

Ihr werdet Euch erinnern, daß wir den guten Greis zuletzt in dem Hause des wackern Sekretairs Dankwart verließen,

wo er nicht ohne einige Unruhe den Ausgang seines Schicksals, und besonders des von Claus erwartete, denn dieser junge Mann war ihm sehr lieb und werth geworden, seit er gesehen hatte, daß derselbe ein so lebhaftes Verlangen trug, gut und tugendhaft zu handeln, einen begangenen Fehler, selbst durch Aufopferung seines zeitlichen Glücks, wieder gut zu machen.

Irren und fehlen, meine Geliebten, können wir Alle, denn welcher Mensch ginge wohl fehlerfrei durch's Leben? aber dadurch unterscheiden sich Gute und Böse von einander, daß Erstere stets bemüht sind, durch herzinnige Reue, und selbst durch große Opfer, die begangenen Fehler wieder gut zu machen, während Letztere mit Fleiß im Irrthum beharren, ihr Herz der fruchtbringenden Reue verschließen und so Sünde auf Sünde häufen.

Nicht nach einer einzelnen Handlung muß man daher den ganzen Werth eines Menschen beurtheilen, denn der Beste kann einmal irren, sondern nach der Weise, wie er sich zu bessern, begangene Fehler wieder gut zu machen sucht; bereut er sie

ernstlich, entsagt er standhaft der Frucht, die ihm das Böse vielleicht bringen könnte, so müssen gute Menschen ihn wieder lieben, so wird Gott, der die Gnade und Barmherzigkeit selbst ist, ihm gewiß auch verzeihen.

So stand es auch zwischen Vater Riemann und Claus, und daher ist es Euch nun wohl erklärlich, wie Ersterer einen so großen Antheil an dem Letztern nahm.

Der Sekretair Dankwart war indeß nicht müssig gewesen; er hatte Gelegenheit gesucht und gefunden, die junge liebenswürdige Kaiserin zu sehen und zu sprechen und ihren Schutz für ihre und seine Landsleute in Anspruch zu nehmen, wobei er ihr zugleich den Diamant überreichte, welchen Claus von dem Schwarzen zu Tejucco erstanden hatte.

Wie er gehofft, zeigte die Kaiserin sich sehr gerührt über diese außerordentliche Redlichkeit des guten Greises, so wie über die ernstliche Reue des verabschiedeten Soldaten, und sie äußerte das Verlangen, Beide zu sehen, indem sie zugleich versprach, ihnen bei ihrem Gemahl das Wort zu reden und jede

weitere Untersuchung dieser Sache, die dem unglücklichen Schwarzen das Leben gekostet haben würde, zu unterdrücken.

Riemann und Claus wurden also von Dankwart zu ihr geführt, als sie eben in ihrem großen Schloßgarten spazieren ging, denn so hatte sie es befohlen.

Wie klopfte dem Greise das Herz, als er nun in eben den Garten trat, worin sein geliebter Conrad als Sclave arbeitete! O, sollte er ihn wohl zu sehen bekommen? ihn nur noch einmal an sein väterliches Herz drücken können?

Nach allen Seiten spähten seine Blicke nach dem geliebten Sohne umher — aber nur schwarze Sclaven sah er bei der Arbeit im Garten angestellt, nirgends konnte sein Auge Conrad entdecken.

Endlich stand er vor der jungen Kaiserin, deren Blicke voll Huld und Gnade auf ihm ruhten. Sie redete freundliche, ermunternde Worte zu ihm und verzeihende zu dem fast vor Angst vergehenden Claus, indem sie ihm die Versicherung gab, daß ihr kaiserlicher Gemahl, gerührt durch seine Reue und

schnelle Rückkehr zum Guten, ihm völlige Verzeihung angedeihen lasse.

Indem sie nun noch so Worte der Huld und Gnade sprach, zeigte sich plötzlich am Ausgange der Allee, in der sie standen, ein Trupp Sclaven, durch ihren finstern Aufseher, der die Gegenwart der Kaiserin nicht ahnete, mit der Peitsche zur Arbeit getrieben. Ein junger Weißer, der dem Zuge vorangeht, bleibt plötzlich stehen und stürzt dann mit dem Ausrufe: »Mein Vater! mein guter, lieber Vater!« in Riemanns Arme. Beide weinen laut, Alles um sich her vergessend, Beide halten sich lange in sprachloser Rührung umarmt.

»Was bedeutet dies?« fragt endlich die Kaiserin voll Erstaunen; »wer ist dieser junge Mann?«

»Verzeihen Ihre Majestät,« entgegnet ihr der Greis, der bei dieser Frage seine Fassung zuerst wieder bekommt; »dieser Jüngling ist mein Sohn, mein geliebter Conrad, und obgleich jetzt in Sclavenfesseln, der Stolz meines Alters.«

Conrad, tief beschämt durch dieses Lob des Vaters, bittet ihn, zu schweigen, eine ganz gewöhnliche Handlung nicht

allzusehr zu erheben; aber die Monarchin, schon den Zusammenhang der Sache ahnend, will Alles wissen, und Claus übernimmt das Amt des Erzählers.

Eine Thräne glänzt im Auge der Monarchin, als er geendet hat; o, diese Thräne, von dem reinsten Gefühl der Menschlichkeit, von einer wahren Begeisterung für die Tugend ihrem Auge entlockt, sie ist köstlicher, als der Schimmer aller Diamanten in ihrer Krone, sie wird sie dort noch schmücken, wo sie jetzt im Lichte der Verklärung wandelt!

»So viele Tugend und Großmuth darf nicht unbelohnt bleiben,« sagt sie endlich, sich zu Conrad wendend. »Ihr seid frei, junger Mann, seid den Eurigen zurückgegeben; ich übernehme es, Euer Lösegeld zu zahlen. Und hier,« fügte sie hinzu, einen reich mit Brillanten besetzten Ring vom Finger ziehend, »hier ein Andenken von mir an diese Stunde, die mir eins der schönsten und erhabensten Gefühle meines Lebens gab, und das Glück, eine wahrhaft tugendhafte Familie vor mir zu sehen. Ich wünsche, daß Ihr dieses Kleinod behaltet, es auf Eure spätesten Enkel vererbt; sie mögen Eurer Tugenden

dabei gedenken, edler, großmüthiger junger Mann! Es sei meine Sorge, ferner zu Eurem Glücke beizutragen, Euch mit Allem zu versehen, was Euch das Leben und den Aufenthalt in diesem fremden Lande angenehm machen kann. Ihr, Herr Sekretair, seid damit beauftragt, für die Zukunft dieser braven Leute zu sorgen; ich weiß, daß dies eine Freude für ein Herz, wie das Eurige, sein wird.«

Mit diesen Worten, die sich dem Gedächtnisse Aller tief einprägten, entfernte sie sich, begleitet von den Segenswünschen der Glücklichen, die es durch sie waren.

Dankwart wünschte, daß die drei Männer noch in der Hauptstadt bleiben möchten, um die Geschenke in Empfang zu nehmen, welche die Kaiserin für sie bestimmen würde; aber die Sorge um die allein in der Wildniß Zurückgelassenen ließ sie nicht rasten, und so machten sie sich unverzüglich auf den Weg, begleitet von den besten Wünschen des braven, menschenfreundlichen Sekretairs, der ihnen versprach, ihnen die Gaben der edlen Monarchin nachzusenden.

5.

Glückliche, schöne Tage verflossen von nun an unsern Ansiedlern am Gigitonhonha; eine stattliche Hütte, oder vielmehr ein angenehmes Haus, mit allen europäischen Bequemlichkeiten versehen, erhebt sich am Ufer des schönen, spiegelhellen Flusses; ein trefflich bestellter, großer Garten mit den edelsten und seltensten Früchten angefüllt, liegt neben der Hütte; weiterhin schöne Aecker, die ihnen reichlich alle Bedürfnisse des Lebens, und dies fast ohne alle Mühe, gewähren. Neben dem Hause erhebt sich ein Stall, worin sechs der schönsten, glattesten Kühe Margarethen entgegen harren, die mit stets sich erneuender Lust sie der ihnen lästigen Milch entledigt und diese in hübschen Eimern in's Haus bringt.

Claus ist Margarethens glücklicher Gatte geworden, und Conrad hat eine wackre Landsmännin, die gleichfalls mit ihren Eltern nach Brasilien gekommen war, als seine geliebte Braut dem greisen Vater zugeführt, der sie als seine Tochter segnete und liebevoll bei sich aufnahm.

Einen Theil dieses Glücks verdanken unsre Auswanderer der jungen Kaiserin, die sie nicht vergessen hatte, sondern fortwährend mütterlich für sie sorgte. Sie schenkte ihnen kein Geld weiter, denn dessen bedurften sie ja jetzt nicht mehr, sondern sie ertheilte Befehl, sie mit allem dem reichlich zu versehen, was sie in ihrer gegenwärtigen Lage bedürfen würden, und dahin gehörte ein bequemes, wohnliches Haus, Ackergeräth und ein reichlicher Viehstand, wodurch bei ihrem regen Fleiße sich ihr kleiner Wohlstand mit jedem Tage mehren mußte.

Wie glücklich sind unsre Auswanderer jetzt; wie trefflich schmeckt ihnen das im Schweiße ihres Angesichts gewonnene Brod; wie beseligt sie das Gefühl, sich eines solchen Glücks durch keine Handlung ihres Lebens unwürdig gemacht, ja, es durch strenge Tugend und treue Pflichterfüllung einigermaßen verdient zu haben!

Auch Anna und Wilhelm verlebten schöne Tage im Kreise ihrer Lieben; Erstere hat wohl noch ihre zahmen Papageien, die jetzt gewiß schon recht viele teutsche Worte, die Anna sie gelehrt, sprechen können. Kommt einmal Einer von Euch,

Ihr Geliebten, durch Zufall nach dem fernen Brasilien und an den schönen Fluß Gigitonhonha, so sucht unsre lieben Ansiedler ja auf, und ich stehe Euch dafür ein, daß Anna, in der Freude, ihre geliebten Landsleute zu sehen, Euch gern einen von ihren hübschen, bunten, plappernden Vögeln geben wird, und wer weiß, was sonst noch für Seltenheiten und Herrlichkeiten, die man in Europa nur dem Namen nach kennt!

Der Selbstsüchtige.

Erzählung.

1.

»Franz, höre doch nur, welch ein Unglück sich in unsrer Nachbarschaft zugetragen hat!« rief Emilie, mit dem Ausdruck des höchsten Schreckens auf dem Gesichte in das Zimmer stürzend, worin ihr Bruder eben saß und seine jungen Lerchen fütterte.

»Nun, was ist denn?« entgegnete ihr Franz ruhig und ohne auch nur einen Augenblick mit seiner Beschäftigung inne haltend; »Du siehst ja aus, Emilie,« fuhr er fort, der einen kleinen Lerche, die nicht gut fressen wollte, den Schnabel mit Gewalt aufbrechend, »Du siehst ja aus, als ob uns das Haus brennte; was giebt es denn?«

»Ach! die armen Leute! die guten Nachbarn!« rief Emilie wieder, vor Schreck und Theilnahme nichts weiter hervorbringen könnend.

»Ich weiß nicht, wie Du Dich anstellst,« sagte Franz halb verdrießlich, daß seine Neugierde — und deren besaß er eine gute Portion — so auf die Probe gestellt wurde; »so sprich doch einmal deutlich, damit ich endlich dein entsetzliches Unglück erfahre!«

»Mein Unglück nicht, Franz,« entgegnete ihm Emilie, Athem schöpfend; »mir selbst ist nichts Unglückliches begegnet, aber unsern guten Nachbarn; ach! ich muß weinen, wenn ich an ihren Schmerz, an ihren entsetzlichen Verlust denke!« Bei diesen Worten trocknete das gute, theilnehmende und gefühlvolle Mädchen sich wirklich eine Thräne vom Auge, die hell und klar über ihre sonst so blühende, aber jetzt erbleichte Wange rollte.

»Wenn Dir selbst kein Unglück begegnet ist, Emilie,« sagte Franz mit dem Tone der höchsten Gleichgültigkeit, »so brauchst Du Dich ja nicht so anzustellen. Aber nun erzähle

mir doch endlich Alles mit klaren Worten und laß die ewigen Ausrufungen; ich glaube wahrhaftig, Du weinst gar!«

»Wer darüber nicht weinte, der müßte gar kein Herz haben, Franz; höre nur, welche schreckliche Begebenheit sich eben zugetragen hat: Unsre Nachbarn — Du weißt, die reichen, vornehmen Leute — sie haben Alles, was das Herz nur begehren kann; der Mann ist von vornehmer Geburt, sie besitzen ein schönes, großes Haus in der Stadt, ein Landhaus, gegen das sich das unsrige wie eine Hütte ausnimmt; eine glänzende Equipage; eine zahlreiche Dienerschaft, kurz, Alles, Alles was man sich sonst wohl noch wünschen könnte, und doch sind sie jetzt so unglücklich, daß sie gewiß gern mit dem geringsten Bewohner des Dorfes tauschten. . . . .«

»So haben sie ihr großes Vermögen verloren?« unterbrach sie Franz, die Lerche in das Bauer zurücksetzend und sie ansehend.

»Nein, das nicht, Franz, sie sind noch eben so reich wie sonst; aber Du weißt, sie hatten ein einziges Söhnchen, ein Kind von vier Jahren, schön wie ein Engel und so gut und

artig; ach, ich spielte so gern mit dem lieben kleinen Ferdinand, wenn die Wärterin zuweilen mit ihm zu uns kam; nun werde ich nicht mehr mit dem holden Kinde tändeln können, denn es ist todt — ertrunken, sage ich Dir!« Emilie brach bei diesen letzten Worten in helle Thränen aus und vermochte nicht fortzufahren, so hatte der Schmerz ihr gutes, theilnehmendes Herz ergriffen.

»Nun, andern Leuten sterben ihre Kinder auch,« sagte Franz gleichgültig; »höre Emilie, es ist lächerlich von Dir, daß Du Dich darüber so anstellst!«

»Ich mich anstellen?!« rief Emilie mit dem Tone gerechter Entrüstung. »Nein, Franz, ich stelle mich nicht an, sondern bin wirklich von Herzen traurig, und hättest Du gesehen, was ich sah, so würdest Du mit mir weinen müssen.«

»Das glaube ich nicht,« sagte Franz mit Ruhe und Gleichgültigkeit; »meine Thränen sitzen so lose nicht.«

»Die Eltern,« fuhr Emilie fort, »waren ausgefahren, denn man hatte die Baronin zu Gevatter gebeten und so mußten sie aus; Du weißt, daß sie sonst ihr Kind so herzlich lieb

hatten, daß sie sich gar nicht davon trennten. Als sie wegfuhren, baten sie die Kinderfrau, eine Person, die schon seit vielen Jahren in ihrem Dienste ist, doch ja Acht auf den kleinen Ferdinand zu geben und diesen keinen Augenblick außer Augen zu lassen. Anna, so heißt diese Frau, versprach ihnen dieses zu wiederholten Malen, und so fuhren die unglücklichen Eltern endlich weg, nochmals der Wärterin aus dem Wagenschlage die größte Vorsicht anempfehlend. Kaum aber waren sie eine kleine Strecke fort, so ging es bunt und lustig im Hause her, denn die Bedienten und Mägde hatten mehrere Freunde und Freundinnen von der Nachbarschaft eingeladen, und weil es eben Sonntag ist, standen diese nicht an, sich sogleich einzufinden. Der Koch des Barons eilte in die Küche und bereitete in aller Eil Speisen und Getränk, und schon nach einer Viertelstunde saßen die Gäste um den Kaffeetisch und Anna mit den Andern mitten unter ihnen.«

»Ferdinand,« fuhr Emilie nach einer Pause fort, während welcher sie Athem geschöpft hatte, »Ferdinand hatte bisher im Zimmer gespielt und einige Blumen auf seinem klei-

nen Strohwagen in demselben umher gefahren. Da fällt es dem armen Kinde vielleicht ein, sich aus dem großen Garten mehrere zu holen, und da die Thür offen steht, verläßt es das Zimmer, ohne daß es von der leichtsinnigen, in ihr Vergnügen vertieften Wärterin bemerkt wird. Erst nach Verlauf einer halben Stunde fällt es ihr ein, sich nach ihrem Pflegbefohlenen umzusehen — er ist nicht mehr da! Jetzt erschrickt sie, läuft aus dem Zimmer und durchsucht das ganze Haus; aber vergebens; das Kind ist nirgends zu erblicken. Ihr Geschrei ruft die Andern herbei; man sucht im Garten, im Felde; man wird immer unruhiger und ängstlicher; die eben noch so laute Freude wird in Angst und Wehklagen umgewandelt; der Ruf: Ferdinand! Ferdinand! durchtönt das Haus und den Garten, aber keine Stimme antwortet darauf.«

»Endlich kommt einer der Diener zu dem großen, am Ende des Gartens gelegenen Fischteich; er sieht etwas Gelbes darauf schwimmen und erkennt mit vor Schrecken erstarrtem Auge den gelben Strohhut des Kindes. Sein Geschrei ruft die Uebrigen herzu; der Gärtner, ein entschlossener Mann, läßt schnell

das Wasser des Teichs ab — ach! auf dem Grunde desselben, von Erde und Schlamm halb bedeckt, erblickt man den kleinen Ferdinand!«

Emilie mußte hier wieder einige Augenblicke inne halten, denn Thränen erstickten ihr die Stimme, während Franz ganz ruhig etwas an seinem Lerchenbauer ausbesserte; endlich hatte sie sich so weit wieder gefaßt, daß sie fortfahren konnte:

»Man zieht den kleinen Ertrunkenen aus dem Schlamme hervor, und Einer läuft hin, um einen Arzt zu holen, der auch sogleich erscheint. Es werden alle mögliche Versuche angestellt, Ferdinand ins Leben zurückzurufen; aber Alles ist vergebens — er bleibt starr, kalt und todt. Ein Bote wird zu den unglücklichen Eltern gesendet; die Nachbaren laufen herbei; unsre Mutter ging auch hin, als sie von dem Unglücke hörte, und ich durfte sie begleiten, denn ich war eben bei ihr, als Anna mit dem Ausdrucke des Entsetzens auf dem Gesichte zu ihr in das Zimmer stürzte und sie unter Thränen bat, ihr doch das Wort bei ihrer Herrschaft zu reden, sie vor dem gerechten Zorn derselben in unserm Hause zu verbergen.«

»Wir kamen in der Wohnung des Barons an — Anna hatte nicht gewagt, uns zu folgen, und ist noch hier bei unsern Bedienten — da lag das liebliche Kind auf dem Tische, bleich, starr und kalt, ohne Regung und Leben; der Arzt, ein gefühlvoller Mann, konnte sich der Thränen nicht erwehren, und Mutter und ich weinten mit ihm.«

»Endlich fährt ein Wagen auf den Hof — die Thür öffnet sich und die Baronin stürzt herein; sie erblickt die geliebte kleine Leiche und stürzt ohnmächtig nieder. Auch der Baron erscheint; er weinte und jammerte nicht, wie die Uebrigen, denn der Schmerz schien ihn erstarrt zu haben. Sprachlos wirft er sich auf die Leiche seines Kindes, und endlich entfahren seinen bebenden Lippen die Worte: »»Gott! mein Gott! wie kannst Du mich so elend machen!«« Weiter vermochte er nichts zu sagen. Man trug die unglückliche, noch immer ohnmächtige Mutter auf ihr Bett; der Arzt verschrieb einige Mittel und suchte sie zur Besinnung zurück zu rufen. Endlich schlägt sie die Augen wieder auf, und uns, die wir an ihrem Bette standen, mit dem Blicke des höchsten Jammers ansehend, ruft sie: »»Mein

Kind! Mein liebes Kind! Gebt mir meinen Ferdinand wieder, oder tödtet auch mich, denn ohne ihn vermag ich nicht zu leben!««

»Ich konnte den Anblick ihres Schmerzes nicht länger aushalten,« fuhr Emilie nach einer Pause fort, während welcher sie sich die Thränen von den rothgeweinten Augen getrocknet hatte, »und so bin ich hieher zurückgekehrt, um Dir die traurige Geschichte zu erzählen. Sag', Franz, ist das nicht wirklich ein entsetzliches Unglück?«

»Du hast Recht,« entgegnete ihr Franz; »aber so wie Du kann ich mich nicht darum haben, Emilie, denn wenn ich, Dein einziger Bruder, in dem Teiche ertrunken wäre, so könntest Du Dich nicht ärger anstellen, als Du es jetzt thust.«

»Mein Gott, wer kann denn immer nur an sich denken,« entgegnete ihm Emilie; «fremdes Leid bewegt mich fast eben so sehr, als das eigene; ach! ich gäbe alles darum, was ich habe, wenn ich das Unglück ungeschehen machen könnte!«

»Das kannst du aber nicht, Emilie, und so ist es eine Thorheit, Dich so um einen Unfall zu betrüben, der Andern

begegnet ist. Willst Du wohl die Güte haben,« fuhr der Herzlose fort, sich noch immer nur mit seinen Vögeln beschäftigend, »mir einige Kohlblätter aus dem Garten zu holen, und sie mit etwas Brod von der Köchin in der Küche hacken zu lassen, denn meine kleinen Schreier hier« — er wies auf die Lerchen — »haben noch nicht genug gefressen und sperren noch immer die Schnäbel auf; ich habe aber kein Futter mehr hier oben.«

»Ich bin jetzt nicht dazu aufgelegt, Deinen Vögeln Futter zu hacken,« entgegnete ihm Emilie, tief verletzt durch seine Herzlosigkeit.

»So will ich es selbst thun,« sagte Franz, das Bauer aufhängend; »Du magst Dich indessen über das Unglück unserer Nachbaren zu Tode härmen.« Mit diesen Worten verließ er das Zimmer.

2.

Nach einigen Tagen kam Franz zu Emilien in den Garten hinab und seine Augen verriethen deutlich, daß er geweint habe.

»Was

»Was ist Dir?« fragte ihn Emilie theilnehmend; »Du hast geweint, Franz?«

»Ja, da lasse einer das Weinen!« rief er schluchzend, indem er sich auf die Rasenbank niederwarf, auf der seine Schwester saß. »Meine vier Lerchen, die allerliebsten, hübschen, muntern Thierchen, sind todt, mausetodt, sage ich Dir! Als ich eben an ihr Bauer komme, um sie zu füttern, lebt auch kein Einziges mehr; sie sind alle in der vorigen Nacht gestorben.«

»Das ist wirklich betrübt, lieber Franz; Du dauerst mich herzlich, armer Junge; aber erinnere Dich nur, Vater sagte es Dir voraus, daß Du keins von den niedlichen Thierchen groß bekommen würdest, denn das ist sehr schwer, wie er sagte. Mutter bat Dich auch, den armen Eltern ihre Jungen nicht zu rauben und das Nest ungestört zu lassen; aber Du wolltest gar nicht auf ihre Vorstellungen hören und nahmst es doch aus.«

»Du bist mir eine schöne Trösterin,« entgegnete ihr Franz empfindlich und noch immer in Thränen zerfließend; »statt mich zu bedauern, machst Du mir noch obendrein Vorwürfe.

O, ich weiß wohl, Du hast mit der ganzen Welt Mitleid, aber mit mir nicht, wenn mir ein Unglück begegnet!«

»Wenn Dir ein wahres Unglück begegnete,« antwortete ihm die verständige Emilie, »so würde ich gewiß noch mehr Mitleid mit Dir haben, als mit irgend Jemanden sonst; aber ich halte es eben für keins, daß Dir Deine Lerchen starben, deren Tod du voraussehen mußtest.

»Was, es ist kein Unglück, daß mir meine Lerchen, meine vier schönen, muntern kleinen Lerchen gestorben sind?!« rief Franz in der höchsten Entrüstung. »Und ich sage Dir,« fuhr er im vorigen Tone fort, »ich sage Dir, daß ich mich nie wieder über diesen Verlust trösten werde, ich müßte denn ein anderes Nest mit eben so vielen Jungen finden.«

»Wie, Du wolltest noch einmal ein Nest ausnehmen? noch einmal die armen Eltern der kleinen Thierchen durch den Verlust ihrer Jungen betrüben? nochmals vier arme kleine Geschöpfe dem sichern Tode überliefern?«

»O, ich will schon besser aufpassen!« rief Franz; »sie sollen mir nicht wieder sterben, darauf gebe ich Dir mein

Wort; und wenn ich dann auch nur Eins groß mache — und das wird mir nicht fehlen, wenn ich noch sorgfältiger damit umgehe, als mit diesen — so habe ich doch meine Arbeit nicht ganz umsonst gethan.«

»Also um eine einzige Lerche zu haben, scheust Du Dich nicht, sieben andre aufzuopfern und zwei Paar Alte traurig und unglücklich zu machen, Franz?« fragte ihn Emilie unwillig.

»Was geht es mich an, wie Viele sterben? was geht es mich an, wenn die Alten über den Verlust ihrer Jungen traurig sind, wenn es mir nur gelingt, ein solches liebes Thierchen groß zu ziehen und im Bauer vor meinem Fenster singen zu haben!« sagte der Selbstsüchtige. »Wozu sind denn diese Geschöpfe da, als daß wir Nutzen oder Vergnügen von ihnen haben?«

»So hast Du vergessen, was Mutter uns so oft sagte, vergessen, daß die übrigen Geschöpfe nicht bloß für uns da sind, sondern daß der Schöpfer sie, wie uns, dazu geschaffen hat, auf seiner schönen Welt glücklich und vergnügt zu sein? Wir haben das oft genug von unsern guten Eltern gehört, Franz, und ich

glaube, daß sie hierin Recht haben, wie in allem Uebrigen, was sie uns sagen.«

»Du bist sehr weise, Fräulein Vernunft,« entgegnete ihr der herzlose Bruder mit dem Tone kalten Spottes; »aber wenn Du doch so mitleidig gegen Thiere bist, wie kommt es denn, daß Du noch immer Dein Kanarienvögelchen im Bauer hältst und es nicht lieber in Freiheit setzest? denn daß es sich nicht eben allzuglücklich in seinem engen Gefängnisse fühlt und nur gar zu gern ins Weite hinausflöge, zeigt Dir doch wohl der Umstand, daß es nichts lieber thut, als aus dem Bauer zu fliegen, wobei es sich dann jedesmal den Kopf gegen die Fensterscheiben zerstößt, weil es durch dieselben in's Freie entschlüpfen zu können glaubt.«

»Ich würde meinem armen Mätzchen schon längst die heiß ersehnte Freiheit gegeben haben und mir ein Gewissen daraus machen, es noch länger gefangen zu halten, wenn ihm wirklich damit gedient wäre,« entgegnete ihm Emilie.

»Und warum ist denn gerade Deinem Vogel nicht mit der Freiheit gedient?« fragte Franz spöttisch.

»Du weißt, daß die Kanarienvögel aus einem wärmern Clima sind« . . . . .

»Ganz recht,« unterbrach sie Franz; »sie stammen von den Kanarischen Inseln her, die im Westen von Afrika im Atlantischen Ocean liegen.«

»Nun, eben weil diese Thiere aus einer so warmen, den Wendekreisen naheliegenden Gegend her sind, würden sie im Freien bei uns nicht leben können, und sicher fröre mein armes liebes Mätzchen todt, wenn nun der Winter mit seinem Schnee und Eise käme. Erinnerst Du Dich noch, wie wir in der Stadt im vorigen November das kleine hellgrüne Kanarienweibchen mit dem hübschen Häubchen auf dem Kopfe fingen?«

»O ja, recht gut,« war Franzens Antwort; »es saß im Schnee auf der Erde — wir Beide sahen es zugleich aus unserm Fenster — und konnte weder mehr fliegen noch laufen, weil ihm die Füße und Flügel von der Kälte ganz erstarrt waren. Sicher wäre es dort gestorben, wenn wir es nicht hereingenommen und in's warme Zimmer gebracht hätten, wo es sich bald wieder erholte und lustig fraß und flatterte.«

»Nun eben so würde mein Mätzchen erstarren und entweder jämmerlich umkommen, oder von Jemanden aufgegriffen werden, bei dem es dasselbe vielleicht nicht so gut hätte, wie bei mir, wenn ich es in Freiheit setzte, und allein deshalb, Franz, behalte ich es bei mir. Fände sich einmal eine sichere Gelegenheit, das liebe Thierchen nach seiner Heimath senden zu können, ich meine, nach den Kanarischen Inseln, so würde ich sie gern ergreifen und mich an dem Gedanken noch lange freuen, wie fröhlich es wohl von Baum zu Baum und von Zweig zu Zweige flatterte, weit schöner und vergnügter singend, als jetzt in seinem Käfige. So aber muß ich es behalten, um ihm nicht ein noch größeres Uebel zuzufügen, als es jetzt zu erdulden hat.«

Franz wußte auf diese vernünftigen Gründe seiner Schwester nichts zu antworten und so verließ er sie — um ein andres Lerchennest zu suchen, denn der elende Selbstsüchtling hörte nicht auf die Vorstellungen seiner Eltern und seiner viel bessern, gutmüthigern Schwester, sondern that nur immer, was ihm

Vergnügen machte, ohne irgend Rücksicht auf die Leiden und Freuden seiner Mitgeschöpfe zu nehmen.

Er fand wirklich noch ein Nest mit jungen Lerchen und nahm es aus; daß er sie eben so wenig groß bekam, wie die ersten, läßt sich denken, und so wurden nach und nach fünf bis sechs Nester ausgenommen, ohne daß er irgend eines glücklichen Erfolges sich zu freuen hatte. Endlich bedrohte sein Vater, der hinter diese abscheuliche Thierquälerei kam, ihn mit ernstlicher Bestrafung, wenn er es noch einmal wieder wagen würde, den armen Vögeln ihre Jungen zu rauben, und jetzt ließ er es aus Furcht vor der Strafe, aber keineswegs aus Mitleid und Gerechtigkeitsgefühl, denn kennt ein Selbstsüchtiger wohl diese Empfindungen? ist einem Solchen wohl irgend etwas heilig, als sein eigenes Vergnügen, oder sein eigener Nutzen? —

3.

»Was machst Du da, Franz?« rief diesem eines Tags sein Vater zu, als er mit einem Stück Pappe in der Hand im

Garten stand und auf Nadeln gespießte, noch lebendige, ängstlich zappelnde Schmetterlinge und Käfer darauf befestigte.

»Ich sammle Schmetterlinge und Käfer,« war Franzens Antwort.

»Nein, Du quälst wieder arme Thiere, Franz, und verdientest ernstliche Bestrafung.«

»Lieber Vater, so hätte Herr Professor Palm ja auch Strafe verdient, denn er hat eine weit größere Sammlung von Schmetterlingen und Käfern als ich,« sagte Franz, etwas erschrocken über den Zorn seines Vaters. »Du weißt,« fuhr er fort, »daß der Professor jeden Sommer neue Schmetterlinge, Käfer, Fliegen, ja sogar Mücken, einfängt und sie, mit Nadeln aufgespießt, zu seiner großen, großen Sammlung fügt.«

»Ganz recht,« entgegnete ihm der Vater, mit sichtbarer Anstrengung seinen Zorn und Unmuth unterdrückend; »dieser gelehrte Mann hat allerdings eine solche Sammlung, und zwar eine der größten und vollständigsten, die ich je gesehen habe; aber weißt Du denn auch, zu welchem Zwecke er sie hat?«

»O ja, er schreibt Bücher darüber, recht hübsche Bücher mit schönen Kupfertafeln, worauf alle diese Thiere getreu nach der Natur abgebildet sind. Ich hörte Jemand sagen, daß dieses Werk sehr nützlich wäre und daß er die Naturgeschichte dadurch bereichert hätte.«

»So willst Du also auch ein Naturforscher — so nennt man gelehrte Männer der Art — werden, Franz?« fragte ihn der Vater.

»Nein, dazu hätte ich auch nicht die geringste Lust; Du weißt, daß ich ein Kaufmann zu werden wünsche, wie Du es bist.«

»Gut, weshalb aber hast Du denn diese armen Geschöpfe gefangen und marterst sie auf die abscheulichste Weise zu Tode? Kannst Du mir die Namen derselben nennen? weißt Du mir etwas über die Dauer ihres Lebens, über ihren Nutzen im großen Haushalte der Natur zu sagen? weißt Du, zu welcher Classe sie gehören? oder verlangst Du nur, dieses Alles zu wissen, um Deine eigenen Kenntnisse dadurch zu bereichern und späterhin die Deiner Nebenmenschen?«

»Nein, Vater, an alle diese Dinge habe ich nicht gedacht, als ich Schmetterlinge und Käfer einfing und mit Nadeln auf diese Pappe heftete; ich hatte nichts weiter im Sinne, als mein Vergnügen daran zu haben und auch dereinst eine so hübsche Sammlung zu besitzen, wie der Professor.«

»Wohlan,« entgegnete ihm der Vater, nicht mehr im Stande, seinen gerechten Zorn über diesen neuen Zug der Selbstsucht seines unwürdigen Kindes zu unterdrücken, »wohlan, Franz, wenn es mir, der ich weit stärker bin als Du, nun auch ein Vergnügen machte, Dich mit diesem Ende Tau an jenen Baum ganz fest zu binden und Dich dann so lange zu peitschen, bis Dir das Blut aus dem Rücken liefe, wie würdest Du ein solches Vergnügen nennen?« Er bückte sich bei diesen Worten zur Erde und machte Miene, ein Endchen Tau aufzuheben, das am Boden lag.

»Vater!« rief Franz erschrocken, die Hände desselben ergreifend, »Vater, Du wirst doch nicht so grausam mit mir verfahren wollen?!«

»Wie kannst Du das grausam nennen, Du, der mit ge-

fühlloser Härte hier eben erst ein Dutzend armer Thiere zu Deinem Vergnügen gespießt und zu Tode gemartert hast, bloß um ein Stück Pappe zu besitzen, bunt gefärbt durch die farbigen Flügel dieser gequälten Geschöpfe? Elender Selbstsüchtling, entferne Dich aus meinen Augen, damit der Zorn mich nicht übermanne und ich Dir nicht Schmerzen bereite, wie Du sie diesen armen Geschöpfen bereitet hast! Wohin wird Deine Selbstsucht, Dein Bestreben, nur Dir Vergnügen zu machen, um jeden Preis die Neigungen Deines lieblosen Herzens zu befriedigen, Dich nicht noch führen! Alles, was guten Menschen heilig ist, trittst Du mit Füßen; nichts liebst Du, als Dich selbst; nichts achtest Du, als was Dir, Dir allein Freude macht, gleichviel, ob Deine Mitgeschöpfe darunter leiden, oder nicht; kalt und gefühllos opferst Du Alles auf, die Liebe Deiner Eltern, die Neigung einer guten Schwester, die Achtung Deiner Nebenmenschen, um bloß für Dich zu leben, bloß für Dein augenblickliches Vergnügen zu sorgen!«

Franz stand bei diesen Worten des Vaters wie angedonnert, denn so hart hatte dieser noch nie zu ihm gesprochen,

mit solchen Drohungen ihn noch nie erschreckt; dann entfernte er sich auf einen neuen Wink desselben eiligst und begab sich auf sein Zimmer, um seinen Thränen freien Lauf zu lassen.

O wären es doch die heilbringenden Thränen der herzinnigen Reue gewesen, die jetzt in heißen Strömen seinen Augen entflossen! Aber das waren sie nicht, sondern allein Angst — und sogar Unwillen gegen seinen guten Vater — entpreßten sie ihm.

»Er hat gewiß heute sonst einen Verdruß gehabt,« dachte der Unwürdige bei sich; »wie würde er sonst wohl ein solches Aufhebens über ein paar elende Schmetterlinge gemacht haben!«

Kinder aber, die so denken, wie Franz es in diesem Augenblicke that, sind nicht auf dem Wege der moralischen Besserung, sondern verhärten ihr Herz noch immer mehr in seinen Fehlern.

4.

Franz hatte, wie alle Selbstsüchtige, den Fehler auch an sich, am liebsten nur von sich selbst zu sprechen; man mochte

mit ihm reden, wovon man wollte, so brachte er stets sein liebes Ich hinein, und das machte ihn bei seinen Gespielen dann nicht selten lächerlich, ja, sie nannten ihn oft nur den jungen Herrn Ich, weil ich stets sein drittes oder viertes Wort war. Ich mache das so und so; ich lerne meine Lection sehr schnell; ich habe die und die Gewohnheit; diese Redensarten, mit dem scharf betonten Ich, flocht er in jedes Gespräch ein und ward dadurch nicht nur lächerlich, sondern sogar unausstehlich.

Dazu glaubte er, Alles besser machen zu können, als andre Leute, denn er hatte eine überaus hohe Meinung von seinem Verstande und seinen Fähigkeiten. Niemand konnte, nach seiner Ueberzeugung, besser lernen, reiten, laufen, fahren und gehen, declamiren, schreiben, zeichnen u. s. w. als er; ja, wer seinen Worten Glauben schenken wollte, mußte ihn für das Muster aller menschlichen Vollkommenheiten halten, und doch wurde er von vielen Knaben seines Alters und seiner Bekanntschaft in Hinsicht des Wissens und der körperlichen Fähigkeiten weit übertroffen.

Einst befand sich unser Franz mit seinen Eltern und seiner Schwester Emilie zum Besuch bei einer Familie, die ein sehr schönes Landgut in der Nähe besaß. Man fand eine sehr große Gesellschaft vor und auch viele Kinder, die von ihren Eltern mitgebracht worden waren, weil diese ihnen einen angenehmen Tag auf dem Lande gerne gönnten.

Unter den Knaben, die sich hier zusammenfanden, war auch ein junger Mensch aus Westindien, der sich durch große körperliche Geschicklichkeiten und ein sehr originelles Wesen auszeichnete. Er sprach nur gebrochen Teutsch, denn seine Eltern waren Engländer, die nach Amerika gezogen waren, weil ihnen dort durch eine Erbschaft sehr große und reiche Besitzungen zufielen, die man Plantagen nennt. Jetzt waren sie mit ihrem einzigen Sohne Henry in Europa, und machten mit demselben große Reisen, um ihm diesen Welttheil zu zeigen.

Nach Teutschland gekommen, besuchten sie auch die Familie, wobei jetzt die Gesellschaft versammelt war, und hatten die Absicht, einige Wochen auf dem angenehm gelegenen Landgute zu verweilen.

Henry gefiel allgemein in seinem muntern, offenen und ungezwungenen Wesen, mehr aber wohl noch seinen Gespielen durch seine große Freigebigkeit, denn er hatte eine große Menge artiger Sachen, als Muscheln, Saamen von seltenen, schönblühenden Blumen, bunte, ausgestopfte Vögel, Mineralien und selbst kleine Edelsteine mitgebracht, und vertheilte sie gern an seine neuen Bekannten.

»Du,« sagte Wilhelm, der älteste Sohn des Gutsbesitzers, bei dem sie sich zum Besuch befanden, zu unserm Franz, »der Henry ist doch einmal ein netter, liebenswürdiger Bursche! Schade, daß wir nicht ordentlich mit ihm sprechen können, denn er redet ein eben so kauderwälsches Teutsch, als wir ein stümperhaftes Englisch, und da giebt es denn oft eine höchst lächerliche Unterhaltung.«

»Nun, da werde ich einmal ordentlich mit ihm sprechen,« entgegnete ihm Franz, der sich sehr viel auf sein Englisch einbildete; »Ihr sollt hören, daß ich gut mit ihm fortkomme.«

Er drängte sich jetzt auch sogleich an Henry, und dieser, erfreut, doch Jemanden zu finden, mit dem er sich in seiner

Muttersprache einigermaßen unterhalten konnte, ließ es sich eine Weile gern gefallen, von ihm allein in Beschlag genommen zu werden; bald aber bemerkte dieser kluge, scharfsichtige junge Mann, daß er einen eingebildeten Burschen und selbstsüchtigen Knaben vor sich habe, und so suchte er Franz auf irgend eine Weise los und seiner abgeschmackten Unterhaltung entledigt zu werden.

Henry hatte Franz auf das ihm eingeräumte Zimmer geführt, um ihm sein kleines Naturaliencabinet und seine sonstigen Herrlichkeiten zu zeigen; Franz verschlang diese Schätze fast mit den Augen und dachte nur darauf, sich in den Besitz eines Theils derselben zu setzen, denn Henry's Freigebigkeit war ihm ja so sehr angerühmt worden. Weil er nun fürchtete, der junge Westindier möge die Absicht haben, auch den andern Knaben kleine Geschenke zu machen, so fing er an, seine Spielgefährten auf alle nur erdenkliche Weise bei Henry zu verläumden. Den Einen nannte er leichtsinnig, den Andern albern; einem Dritten müßte Henry ja nichts von seinen schönen Sachen geben, weil er ein so dummer, abgeschmackter Bursche

wäre, daß er diese kostbaren Geschenke durchaus nicht zu würdigen wisse; von einem Vierten behauptete er, daß er so genäschiger Natur sei, daß er den köstlichsten Edelstein für ein Stück Kuchen, oder für eine Handvoll Kirschen hingeben würde. So wie er aber irgend eines Fehlers erwähnte, den Dieser oder Jener an sich haben sollte, vergaß er nie, die Worte hinzuzufügen: »»Aber ich bin nicht so! Mir können Sie gern werthvolle Sachen anvertrauen, denn ich weiß sie zu bewahren und damit umzugehen.««

Henry, dem es nicht entging, daß er einen durch Selbstsucht und Eitelkeit gänzlich verderbten Knaben vor sich habe, wendete sich bald mit Widerwillen und Verachtung von ihm ab, und statt Franz reich zu beschenken, wie dieser es mit Zuversicht gehofft hatte, schloß er seine Kasten und Kästchen zu, ohne ihm auch nur ein einziges Stück von den heißbegehrten Schätzen zu geben. Dann sagte er zu Franz, der eine äußerst verdrießliche Miene machte, und nicht einmal so viele Selbstbeherrschung besaß, seinen Unmuth verbergen zu können:

»Lassen Sie uns jetzt wieder zu den Uebrigen zurückkehren, denn nun haben Sie ja Alles gesehen.«

»Gesehen wohl,« dachte Franz, »aber von deiner vielgepriesenen Freigebigkeit habe ich keine Probe erhalten!« und weil ihn dieser Gedanke sehr gegen Henry aufbrachte, entfernte er sich äußerst verdrießlich von demselben.

»Gottlob! daß ich ihn los bin!« dachte dagegen der kluge Henry bei sich. »Dies ist der unerträglichste, ekelhafteste Knabe, den ich noch in meinem Leben gesehen habe. Welch ein schmutziger, erbärmlicher Character! Nicht allein ist er die Selbstsucht selbst, sondern diese fehlerhafte, verächtliche Gemüthsart hat ihn auch schon zu andern, fast eben so abscheulichen Fehlern verleitet, denn um Alles für sich zu haben, Alles sich anzueignen, was ihm gefällt, schämt er sich nicht, auch die niedrige Rolle des Verläumders zu spielen.«

Mit diesen Gedanken beschäftigt, mischte sich unser Westindier unter die andern Knaben, und da Alle ihn gern leiden mochten, und ihn wegen seiner Heiterkeit und seines offenen Characters liebten, empfingen sie ihn mit Jubel und drängten

sich fröhlich um ihn, sich so gut mit ihm unterhaltend, als es angehen wollte. Franz saß indeß mürrisch in einer Ecke und nahm durchaus keinen Antheil an den Spielen der Uebrigen, vielmehr hatte er ein Buch ergriffen, in dem er, dem Anscheine nach, eifrig las, während jedoch seine Blicke über dasselbe hin beständig zu den Andern hinüberschweiften.

»Wollt Ihr auch meine Sammlung besehen?« fragte Henry endlich in gebrochenem Teutsch die andern Knaben.

»Gern! Sehr gern!« ertönte es jetzt von allen Seiten, und Franz dachte bei sich: »Aha, die denken auch etwas von dem jungen Caraiben« — so nannte er unsern Henry, seit er bös und verdrießlich auf ihn war — »zu fischen; aber sie werden sich sehr getäuscht finden, denn er ist der Geiz selbst: hat er mir auch wohl nur ein einziges Stück von seiner Sammlung von Kostbarkeiten geschenkt?«

Franz ging jetzt zu den erwachsenen Personen, die auf einem freien, von großen Linden beschatteten Platze Thee tranken, und verließ sie erst wieder, als die Neugier ihn zu den

übrigen Knaben zurücktrieb, die mit fröhlichen Gesichtern und lautem Jubel von Henry's Zimmer zurückkehrten.

5.

Franz hatte sich doch in Hinsicht der Freigebigkeit Henry's getäuscht, denn auch nicht ein Einziger von seinen Gefährten, nicht einmal der kleinste Knabe, war unbeschenkt geblieben — nur er, nur er hatte nichts bekommen, ja er sah sich absichtlich von dem jungen Westindier zurückgesetzt!

Statt in sich selbst die Ursache dieses ihn innerlich tief verletzenden Mißgeschicks aufzusuchen, suchte er sie vielmehr in Henry auf; denn so machen es allemal eitle und selbstsüchtige Menschen.

»Er ist ein flacher, unwissender, erbärmlicher Bursche, dieser Henry,« dachte er, »und für seine sechzehn Jahre noch so kindisch und unwissend, daß er sich bei meinen ernstern und gehaltvolleren Gesprächen recht herzlich gelangweilt hat, während er sich bei dem kindischen, albernen Geschwätz der andern Knaben trefflich unterhielt; um mich nun für die ihm verur=

sachte Langweil zu bestrafen, hat er mir nichts geschenkt. Nun, ich kann seine schönen Sachen, seine westindischen Herrlichkeiten ja auch entbehren! habe ich doch so lange ohne sie gelebt!«

So suchte Franz sich über sein Mißgeschick zu trösten, aber daß seine gute Laune trotz dem völlig dahin war, läßt sich denken. Er blieb wo er war, als die andern Knaben Henry nach dem entferntesten Theile des Gartens folgten, und erst die Neugier führte ihn zu ihnen zurück, denn ein über das andre Mal hörte er den Ruf:

»Das ist außerordentlich! Das ist in der That bewundernswürdig!«

»Nun, was mag's denn da Außerordentliches und Bewundernswürdiges geben?« sagte Franz, indem er seine Schritte beeilte, um zu den Uebrigen zu kommen.

Die Knaben standen alle in dichte Haufen gedrängt nicht weit von einem sehr breiten Graben, der den Garten begrenzte, und eben als Franz anlangte, sah er den jungen Westindier, der, sich auf seine große körperliche Geschicklichkeit verlassen

könnend, mit leichtem Sprunge über den breiten Graben setzte, auf dem ein nicht allzu großes Boot recht gut hätte fahren können. Dann sprang er von der andern Seite wieder zu der hinüber, an der die Knaben sich befanden, die seine große Geschicklichkeit laut und aufrichtig bewunderten.

Auch mehrere Erwachsene, herbeigezogen durch den Jubel der Kinder, kamen jetzt bei dem Graben an, und Henry mußte sein Kunststück, auf allgemeines Bitten der Knaben, wiederholen. Nie fehlte er, nie strauchelte er auch nur, sondern mit bewundernswürdiger Festigkeit traf er immer richtig das Ziel.

Franz ärgerte sich entsetzlich über den außerordentlichen Beifall, den die Geschicklichkeit seines Feindes — denn für einen Solchen hielt er Henry jetzt, weil dieser ihm nichts hatte geben wollen — einerntete, und der Wunsch, diesen Beifall zu schmälern, oder doch einen Theil davon sich anzueignen, flammte mächtig in seiner Seele empor. Der Selbstsüchtige ist stets auch neidisch, und so war unser Franz es auch nicht wenig.

»O, das könnte ich auch! das ist gar nicht so schwer!«

rief er endlich, als das Bewundern gar kein Ende nehmen wollte; »es läßt schwerer als es in der That ist. Ich bin schon über weit breitere Gräben gesprungen!«

»Nun, so zeige uns Deine Geschicklichkeit, Franz,« sagte einer der Erwachsenen, ein guter Bekannter seiner Eltern, zu ihm; denn wohl wissend, daß der Graben nicht allzutief sei und daß es mit dem Ertrinken durchaus keine Gefahr haben würde, gönnte er Franzen, dessen Character er kannte und den auch er verachtete, gern eine kleine Demüthigung, die noch dazu vielleicht heilsam für denselben werden konnte. Der Selbstsüchtige hat nie Freunde, vielmehr steht Alles gewaffnet gegen ihn da; Jeder gönnt ihm Verlust, Demüthigung und Schimpf. Wie man gegen Raubthiere auf seiner Hut ist, wie man diese von sich abzuwehren sucht, so steht Alles gerüstet, feindselig gegen Den da, der nur an sich und seinen Vortheil, nur an sein Vergnügen denkt, ohne je Rücksicht auf Andre zu nehmen, ohne je ihr Glück, ihre Wohlfahrt gegen das seinige in die Wagschale zu legen.

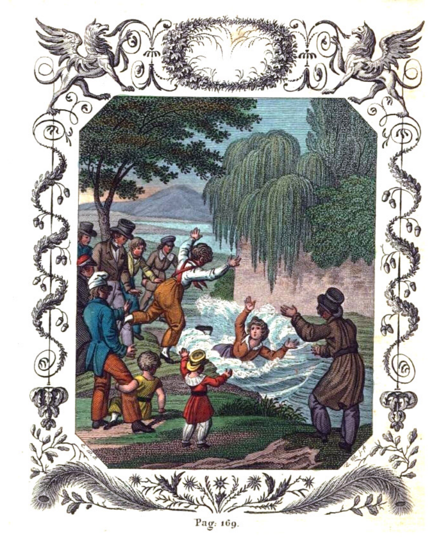
Franz erröthete und erbleichte wechselsweise bei dieser Auf-

forderung, die er durchaus nicht erwartet hatte, denn als er seine prahlerische Behauptung that, hoffte er vielmehr, man würde ihn mit Gewalt von einem solchen Wagniß zurück zu halten suchen. Jetzt aber sollte er sie durch die That bewahrheiten, und doch war er eigentlich sehr feig und scheute sich fast noch mehr davor, sich lächerlich zu machen.

»Mit einem schnellen, unsichern Blick maß er die Breite des Grabens — ach! er war so breit! — Alle Knaben drängten sich aber jetzt um ihn und alle forderten laut, daß er sein Versprechen lösen und auch den gefährlichen, viel bewunderten Sprung wagen sollte. Nur Henry, der sehr gutmüthig war, wünschte ihm Schaden und Beschämung zu ersparen und bat ihn, von seinem Vorhaben abzustehen; aber eben dieses spornte ihn nur noch mehr an; ja, es mußte gewagt werden, denn sonst würden die Neckereien seiner Spielgefährten kein Ende nehmen!

Er ließ also den Kreis sich von einander theilen, nahm einen sehr großen Anlauf, um mehr Kraft zum Springen zu haben und — plumps! da lag er mitten im Graben, dessen

Was=



Pag: 169.

Wasser, vermischt mit Koth und Schlamm, über ihm zusammenschlug.

Ein lautes Ach! wurde ringsum gehört, aber Henry, der viele Geistesgegenwart und fast noch mehr Gutmüthigkeit besaß, warf schnell seinen Rock ab und sprang ihm in den Graben nach, um ihn wieder heraus zu ziehen.

»Soll nicht ertrinken, poor Mr. J!« *) rief er in seiner fröhlichen, nie getrübten Laune und ergriff Franz beim Kragen, der, betäubt von dem Sturze und dem gehabten Schrecken im Schlamme des Grabens herumwühlte, ohne sich aufrichten zu können.

Henry zog ihn mit kräftigem Arme aus seiner betrübten Lage empor und half ihm, den Rand des Grabens zu erklimmen. Beschämt, fast vernichtet, zitternd an allen Gliedern stand poor Mr. J da und wagte es nicht, den Blick vom Boden zu erheben; dann schlich er, gefolgt von Henry, der ihm trockne Kleider aus seinem eigenen Vorrathe anbot, weil

*) Poor Mr. J heißt: Armer Herr Ich.

sie fast von gleicher Größe waren, nach dem Hause zurück und seine Beschämung ließ es nicht zu, daß er sich noch wieder unter den andern Knaben zeigte. Er gab Kopfschmerzen vor, obgleich er sich, bis auf seine innere Verstimmung, vollkommen wohl befand, und hatte überdieß noch von den Vorwürfen seiner Eltern zu leiden, sich aus Eitelkeit in ein Unternehmen eingelassen zu haben, das so weit seine Fähigkeiten und Kräfte überstieg.

Im Ganzen waren sie aber nicht unzufrieden damit, daß er eine solche Demüthigung hatte erfahren müssen, denn sie hofften, daß diese zu seiner Besserung beitragen würde; aber leider! war diese Hoffnung vergebens; Franz glaubte nicht Fehler zu besitzen und so fiel es ihm denn auch nicht ein, an seiner Besserung zu arbeiten.

Lange, lange aber blieb ihm noch der ihm von dem lustigen Henry gegebene Name: »poor Mr. J,« denn seine Gespielen fanden diesen so bezeichnend für ihn, daß sie ihn unter sich fast nie anders nannten; er erfuhr es und hätte vor Aerger vergehen mögen.

6.

Es bleibt mir jetzt nur noch übrig, meine geliebten Kinder, Euch etwas über Franzens Leben zu sagen als er schon die Jahre der Kindheit hinter sich hatte und ein Mann geworden war.

Emilie, die sanfte, gutmüthige, uneigennützige Emilie, fand ein verdientes, schönes Glück. Jeder liebte sie, Jeder achtete sie und suchte ihr Freude zu bereiten, denn ihr ganzes Leben war nur dem schönen Bestreben geweiht, Andere glücklich zu machen, selbst dann, wenn es ihr schwere Opfer kostete.

Emilie war nicht eben schön, was man so gewöhnlich schön zu nennen pflegt, d. h. sie hatte keine ganz schneeweiße, glatte Haut, keine außerordentlich schön geformte Nase, keinen ganz kleinen Mund, noch ein Haar, das sich von selbst in Locken ringelte; aber aus ihren sanften blauen Augen strahlte stets die reinste Heiterkeit, und ein einnehmender Zug von Herzensgüte und rein menschlichem Wohlwollen hatte sich um ihren

Mund gelagert; so gefiel sie Allen, so war jedes gute Herz ihr gleich zugewendet.

Ein edler, gebildeter und sehr weiser Mann lernte sie bei der Familie des Barons kennen, deren armer kleiner Ferdinand durch die Unachtsamkeit seiner Wärterin umgekommen war, und Walden — so hieß dieser junge Mann — hörte so viel Treffliches von ihr, daß er sich um ihre Zuneigung bewarb und sie endlich als Gattin in sein Haus führte, dessen schönste Zierde sie wurde.

Die Baronin, eine sehr edle Frau, hatte unsere Emilie durch die Theilnahme, welche sie so unverstellt bei jenem Unglücksfalle zeigte, sehr lieb gewonnen und sich so an das gute gefühlvolle Mädchen gewöhnt, daß sie keine größere Freude kannte, als in der Gesellschaft Emiliens zu sein und derselben Freude zu bereiten; ja, als sie kurze Zeit nach dem Tode ihres Gemahls starb, hatte sie ihr und ihrem Gatten einen ansehnlichen Theil ihres großen Vermögens vermacht, denn sie glaubte, dieses in keine bessern und würdigern Hände legen zu können, als in Emiliens.

Anders gestaltete sich Franzens Schicksal. Er trat, sobald er das dazu erforderliche Alter erreicht hatte, in ein großes Handlungshaus, um die Handlung zu erlernen, und als seine Eltern gestorben waren, die nicht lange mehr lebten, nachdem ihre Kinder erwachsen waren, etablirte er sich selbst als Kaufmann, d. h. er fing auf eigene Rechnung eine Handlung an. Hier war er denn, seiner Meinung nach, in seiner rechten Sphäre, denn als Kaufmann standen ihm ja viele Mittel und Wege offen, sich Alles anzueignen, wonach sein Herz Gelüsten trug, und dieses machte keine Ansprüche an die Schätze der Tugend, sondern nur an die, welche man aus der Erde gräbt: Gold und Silber waren allein sein Verlangen.

Zu Anfang schien das Glück ihn auch sichtbar zu begünstigen; die Zeiten waren gut für den Handelsstand und er erwarb große Reichthümer. Diese aber, statt seinen Durst nach Besitzthümern zu stillen, vermehrten ihn nur und er ließ sich in immer größere Unternehmungen ein. Da er aber nicht besonders viel Verstand und Kenntnisse, und wegen seiner Selbstsucht keinen einzigen wahren Freund besaß, der ihm hätte rathen,

ihn hätte warnen mögen, speculirte er oft falsch und sah so nach und nach die schon erworbenen Reichthümer wieder verschwinden.

Endlich brach ein Krieg aus, und jetzt hoffte Franz, seinen Wohlstand wieder herstellen zu können, wenn er sich als Lieferant bei der Armee meldete, die eben in das Feld rücken wollte. Man nahm ihn dazu an, und die Regierung beauftragte ihn, für den Mundvorrath der dem Feinde entgegenrükkenden Krieger gegen eine gehörige Vergütung zu sorgen; Leute, die damit beauftragt sind, nennt man aber Lieferanten.

Jetzt stand unserm Franz ein weites Feld offen, sich wieder bereichern zu können. Er kaufte, ohne Rücksicht auf die Wohlfahrt und das Leben der armen Soldaten zu nehmen, um die niedrigsten Preise schlechtes, verdorbenes Korn, schon halb verfaultes Fleisch ein, und rechnete es der Regierung für hohe Preise an.

Eine Zeit lang blieb dieser Betrug unentdeckt, und er gewann auf diese schändliche Weise ungeheure Summen. Endlich aber bewirkten die immer schlechter werdenden Nahrungsmittel

ansteckende Krankheiten, verheerende Seuchen im Lager und täglich starben eine Menge unglücklicher Soldaten durch die schlechte, verdorbene Nahrung, die man ihnen reichte; so machte Selbstsucht in Verbindung mit niedrer Habsucht, die meist immer in ihrem Gefolge ist, Franz endlich auch gar zum Mörder vieler Unschuldigen!!!

Die Sache machte Aufsehn; man spürte dem Quell des immer mehr und mehr um sich greifenden Verderbens nach, und fand diesen endlich in den schlechten, verdorbenen Nahrungsmitteln auf, die der Lieferant Franz Hagenau der Armee geliefert hatte.

Auf Befehl der Regierung wurde dieser jetzt fest genommen und die strengste Untersuchung in Hinsicht seiner angestellt, die Franz als den niedrigsten Betrüger, als einen Menschen auswies, der selbst das Leben seiner Mitmenschen aufs Spiel gesetzt hatte, um für sich Reichthümer zu sammeln.

Der Buchstabe des Gesetzes erkannte Verbrechern der Art den Tod zu, und auch über Franz wurde das Todes-

urtheil ausgesprochen, das der Monarch, ein strenger, aber auch ein gerechter Mann, bestätigte.

Keiner verwendete sich zu Gunsten Franzens; Keiner hatte Mitleid mit ihm; Keiner tröstete ihn in der Nacht seines gegenwärtigen Unglücks, denn Alles hatte sich von dem Selbstsüchtigen abgewandt — er hatte nie einen Freund besessen! Nur schwesterliches Mitleid blieb nicht unthätig; Emilie konnte nicht vergessen, daß der Unwürdige ihr Bruder war, und so warf sie sich zu den Füßen des Königs, um für das Leben ihres Bruders zu bitten.

Ihre Thränen, mehr noch der Ruf ihrer Tugenden, der selbst bis zum Throne gedrungen war, erweichten das Herz des Monarchen.

»Stehen Sie auf, Madam,« sagte dieser, gerührt durch Emiliens Flehen, durch die Angst, welche sie so sichtbar folterte, »stehen Sie auf, ich schenke Ihrem Bruder das Leben, das er verwirkt hat; aber allein aus Rücksicht gegen Sie und eine sonst so achtungswerthe Familie mildere ich seine Strafe. Doch ein Feind der Menschheit, wie es Ihr Bruder ist, muß

unschädlich gemacht werden, denn es ist die Pflicht des Fürsten, daß er seine Unterthanen so viel als möglich sicher dagegen stellt, die Beute von Geschöpfen zu werden, die keine andern Gesetze anerkennen, als die ihres eigenen Vortheils, und so sei fortan lebenslängliches Gefängniß, die strengste Abgeschiedenheit von allen Menschen das Loos Ihres Bruders. Er hat nie seine Mitgeschöpfe geliebt, ihnen nie ein Opfer zu bringen vermocht, nie ihr Wohl oder Wehe in Betrachtung gezogen und sich so den reißenden Thieren der Wildniß zugesellt, deren Leben keinen anderen Zweck hat, als die Befriedigung der eigenen Bedürfnisse.«

Bei diesem Spruche blieb es, und nicht einmal der Trost wurde Emilien zu Theil, Franz sehen und trösten zu dürfen, denn er wurde in das engste Gewahrsam gebracht und Keinem der Zutritt zu ihm gestattet.

Hatte er dieses schauderhafte Loos verdient, der Selbstsüchtige, oder nicht, geliebte Kinder?

Schön und häßlich,
oder
die beiden Schwestern.
Erzählung.

1.

Die vierzehnjährige Rosalie stand vor ihrem Spiegel und sah, indem sie ihr schönes, reiches, gelocktes Haar ordnete, mit sichtbarem Wohlgefallen in denselben, denn ein sehr hübsches Gesichtchen, ihr eigenes, strahlte ihr aus dem Spiegel entgegen. Es ist wahr, keine ihrer vielen Gespielinnen hatte eine so feine, weiße Haut, ein so glänzendes blaues Auge, solche Perlenzähne, so sanft geröthete Wangen, einen so grazienhaften Wuchs aufzuzeigen, als Rosalie, und Rosalie wußte, daß sie schön war!

»Willst Du Dich denn nicht endlich auch ankleiden?« fragte sie ihre Schwester Leopoldine, die das Gegentheil von ihr, nämlich gar nicht körperlich schön war, und sich deshalb auch nicht gern so lange putzte, als Rosalie.

»Ich werde bald fertig mit meinem Anzuge sein,« entgegnete ihr die Befragte, indem sie fleißig fortnähte. »Ueberdies,« fuhr sie fort, »sehe ich nicht ein, warum wir uns denn noch besser anziehen wollen? Unsre Kleider sind reinlich, ordentlich und, wie es mir scheint, geputzt genug für die wenigen Freunde, die wir erwarten.«

»So sprichst Du immer,« sagte Rosalie in einem etwas spöttischen Tone; »Du magst Dich nicht gern anziehen, noch weniger aber putzen, und wenn ich es thue, tadelst Du es wohl gar; o, ich weiß das recht gut, Leopoldine!«

»Du kannst das auch wohl wissen, liebe Schwester,« entgegnete ihr Leopoldine sanft, »denn ich habe es Dir oft genug gesagt; wenn Du nur darauf hören wolltest!«

»Das werde ich nie, denn neulich hörte ich noch, wie die Frau von Soltau sagte: »»Kleider machen Leute,«« und dem

ist wirklich so. Wer sich nicht hübsch anzieht, wer nicht durch sein Aeußeres zu glänzen versteht, wird von den Leuten wenig geachtet.«

»Mich dünkt, man kann die Achtung der Leute, die nur auf den Putz, oder überhaupt auf das Aeußere sehen, recht gut entbehren,« sagte Leopoldine; »ich wenigstens gebe nichts darauf, liebe Schwester.«

»Das hat seine guten Gründe,« antwortete ihr Rosalie sichtbar geärgert, denn die Eitelkeit fing schon an, ihr junges Herz zu verderben.

»Du meinst, weil ich nicht hübsch bin,« sagte Leopoldine mit einer Ruhe, die einem Mädchen von dreizehn Jahren alle Ehre machte. »Ich weiß das selbst recht gut, Rosalie,« fuhr sie fort, »denn mein Spiegel sagt es mir alle Tage; aber glaube mir, das macht mich keinen Augenblick unglücklich.«

»Ja, Du spielst die Philosophin, Leopoldine; aber wenn ich Dich so sprechen höre, so muß ich an die Fabel von dem Fuchs denken, der die Trauben sauer schalt, weil sie ihm zu

hoch hingen. Doch laß uns nicht länger streiten, sondern komm und zieh Dich an, denn es wird hohe Zeit damit.«

»Die Gäste kommen erst in einer Stunde,« entgegnete ihr Leopoldine; »diese Arbeit hat Eile, denn das arme Würmchen, für das dieses kleine Hemd bestimmt ist, kann jede Stunde kommen, und die unglückliche Mutter hat nichts dafür zum Anzuge, wenn ich nicht fleißig bin.«

»Was, Du willst noch länger nähen?«

»Ja, ich höre nicht auf, bis ich fertig bin, und das werde ich in dreiviertel Stunden sein; in fünf Minuten aber kann ich mich recht gut anziehen; Du weißt, ich brauche nie mehr Zeit zu meinem Anzuge.«

»Thu' was Du willst,« sagte Rosalie ärgerlich; »mit Dir ist nichts anzufangen!«

Sie blieb nun noch eine Weile vor ihrem geliebten Spiegel stehen, wendete bald den Kopf auf diese, bald auf jene Seite, um ihre Frisur recht betrachten zu können, und begab sich dann, als sie endlich fertig war, in das Gesellschaftszim-

mer hinab, um die Gäste zu erwarten, während Leopoldine noch immer eifrig nähte.

2.

»Mein Gott, wie hast Du Dich denn herausgeputzt?« sagte ihr Bruder Gottfried, ein lustiger, neckischer Knabe, zu Rosalien, als er diese im vollen Staate auf dem Sopha sitzen und mit Ungeduld die noch immer ausbleibenden Gäste erwarten sah. »Wenn wir heute vierzig Gäste erwarteten,« fuhr er fort, »so könntest Du Dich nicht schöner gemacht haben, als jetzt, wo nur ein guter alter Freund unsers Vaters mit seiner Frau und seinen beiden Töchtern kommt; glaube mir, Rosalie, Du wirst mit Deinen Florbändern, Deinen Perlen, Deinem goldenen Kamm in den Haaren eine lächerliche Figur unter diesen Leuten spielen, die, wie Vater sagt, sehr einfach sind, obgleich sie großes Vermögen und einen hohen Rang besitzen.«

»Du magst selbst eine lächerliche Figur spielen, Herr Bruder Naseweis,« antwortete ihm die eitle geputzte Rosalie, im

höchsten Grade übellaunig. »Bekümmere Dich nur um Deine eigenen Angelegenheiten und laß mich in Ruhe.«

»Nun, das will ich auch,« sagte Gottfried, sich auf dem Absatze herumdrehend; »aber ich weiß, was ich neulich über Dich sagen hörte.«

»Und was denn, Gottfried?« fragte Rosalie neugierig.

»Man sagte — verzeih, daß ich es wiederhole, aber Du willst es ja nun einmal — man sagte von Dir: »»Das Mädchen macht sich noch ganz zu einer albernen Zierpuppe, weil es ein hübsches Lärvchen hat und dieses nur allzugut weiß.«« Die Leute glaubten, daß ich es nicht hören könnte, aber ich hörte es doch ganz deutlich.«

»Das haben alberne Leute gesagt und gewiß recht häßliche, denn diese sind immer neidisch,« entgegnete ihm Rosalie, sich vor Verdruß auf die Lippen beißend.

»Weder alberne noch häßliche Leute haben das gesagt, sondern solche, an deren Urtheil Dir viel gelegen ist, Rosalie.«

»Ich gebe Dir mein Wort, Gottfried, daß ich mir aus dem

Urtheil dieser Leute gar nichts mache; aber wer sind sie denn, die sich so artig und freundschaftlich über mich äußerten?«

»Das will ich Dir ein andres Mal sagen, denn höre nur, der Wagen fährt schon auf den Hof und unsre Gäste sind da,« rief der Bruder, das Zimmer verlassend, in dem Rosalie nicht eben mit einem angenehmen Gefühle zurückblieb, denn wirklich waren ihr das Lob oder der Tadel Anderer nicht gleichgültig, und ihre große Eitelkeit bewegte sie zu dem Wunsche, von Jedem geliebt und bewundert sein zu wollen.

3.

Die erwarteten Fremden traten jetzt in Begleitung ihrer Eltern und ihres Bruders zu ihr ein. Sie hatte sie bisher noch nie gesehen, aber viel von ihrem Vater und andern Leuten von ihnen gehört, und zwar nur Dinge, die zu ihrem Vortheile gereichten, denn überall stand die Familie des Barons von Sarnen in dem besten Rufe.

Die Eintretenden waren höchst einfach gekleidet, welches Rosalien nicht wenig in Erstaunen setzte, da sie wußte, daß sie

zu den reichsten Leuten in ihrer Gegend gezählt wurden, und sogar die beiden Töchter des Barons, zwei hübsche, liebe, freundliche Mädchen von zwölf und funfzehn Jahren, schienen jeden überflüssigen Putz verschmäht zu haben, denn sie hatten ein einfaches, weißes Kleid ohne alle Stickerei an und weder Perlen um den Hals noch goldne Kämme in den Haaren.

Die Baronin, eine großgewachsene Frau, der man es deutlich ansah, daß sie einst sehr schön gewesen sei, war eben so einfach gekleidet wie ihre Töchter, und so stach denn diese Familie natürlich sehr gegen die eitle, geputzte Rosalie ab, die sich wirklich etwas verlegen und beklommen in ihrer modischen, mit Schmuck überladenen Kleidung in ihrer Nähe fühlte.

»Wer ist die junge Dame?« wandte die Baronin sich an Rosaliens Mutter, indem sie auf Erstere blickte.

»Meine älteste Tochter,« entgegnete ihr Madam Steinthal — so hießen Rosaliens Eltern —; »ich vergaß, sie Ihnen vorzustellen,« fügte sie hinzu.

Rosalie, die dieses Gespräch recht gut gehört hatte, glaubte, die Baronin würde darauf antworten, wie dies oft von Frem=

den geschah: »»Ein hübsches, allerliebstes Mädchen, Madam; ich wünsche Ihnen Glück zu einer so schönen Tochter;«« aber davor hütete sich diese verständige Frau wohl, weil sie recht gut wußte, daß ein solches Lob nur allzuleicht ein jugendliches Herz zu verderben geeignet ist, indem es dasselbe mit Eitelkeit erfüllt; daß sie dies aber unterließ, verstimmte Rosalien nicht wenig, denn sie war schon so sehr an solche Huldigungen gewöhnt, daß sie wähnte, sie kämen ihr wie ein rechtmäßiger Tribut zu.

Jetzt trat Leopoldine in das Zimmer; sie hatte ihre Arbeit vollendet und sich dann rasch, aber ordentlich angezogen, jeden überflüssigen Schmuck verschmähend.

Die Emsigkeit, womit sie gearbeitet hatte, die Freude über das glücklich beendete Werk, hatten ihrem sonst nicht hübschen Gesichte einen sehr angenehmen Ausdruck verliehen; ein heiteres Lächeln, der Bürge des Frohsinnes und der Selbstzufriedenheit, umspielte ihren Mund, und ihr Auge strahlte im Glanze der reinsten Freude und Zufriedenheit.

So gefiel sie Allen, und es dauerte nicht gar lange, so hatten

Emma und Clothilde, die Töchter der Baronin, ein sehr lebhaftes Gespräch mit ihr angeknüpft, bei dem es allen Dreien immer wohler um's Herz wurde, während die schöne Rosalie verstimmt und einsam da saß.

»Kommst Du nicht mit uns in den Garten hinab?« fragte Leopoldine endlich ihre Schwester, der sie es ansah, daß sie irgend etwas Unangenehmes hatte.

»Es sieht nach Regen aus, ich werde hier bleiben,« entgegnete ihr Rosalie; »ich müßte fürchten, mein hübsches neues Kleid im Regen zu verderben.«

Die Drei gingen jetzt, Arm in Arm, allein in den Garten und unterhielten sich wirklich so gut mit einander, daß sie erst zurückkehrten, als man sie zum Mittagsessen rief; Rosalie hatte während der Zeit die entsetzlichste Langweile ausgestanden und wäre fast eingeschlafen, wenn die häufigen Winke der Mutter sie nicht munter erhalten hätten, denn es wurden von den Erwachsenen wissenschaftliche Gespräche geführt, und von diesen verstand sie nichts, weil sie, nur mit der Sorge für ihr Aeu=

ßeres beschäftigt, sich um ernsthafte Dinge wenig oder gar nicht bekümmerte.

»Ich glaube, da ist schon eine jugendliche Freundschaft geschlossen,« sagte die Baronin lächelnd, als sie die drei lieben Mädchen wieder Arm in Arm in das Zimmer treten sah.

»Mutter, wie liebenswürdig ist diese Leopoldine!« flüsterte Emma ihrer Mutter zu, als sie einen Augenblick in ihre Nähe kam und nicht gehört zn werden glaubte. »Wie lange habe ich mir eine solche Freundin gewünscht, so gut, so sanft, so gebildet!« sagte Clothilde gleichfalls; »und dabei gar nicht geziert, nicht eingebildet auf ihre geistigen Vorzüge!« fügte sie hinzu. »Du wirst mir gewiß erlauben, recht viel mit ihr zusammen zu sein, nicht wahr?«

»Wenn ich sie Deiner Beschreibung entsprechend finde, gewiß,« entgegnete ihr die Mutter; »aber laßt ihre Schwester doch nicht so ganz unbeachtet sitzen; Ihr bekümmert Euch ja gar nicht um diese.«

»Sie will ja aber nichts mit uns zu thun haben,« sagte Emma; »vorhin wollte sie auch nicht mit in den Garten, um

ihr schönes neues Kleid nicht zu verderben, wenn es etwa ein paar Tropfen regnen würde; nein, Mutter, die gefällt mir gar nicht!«

»Sie ist doch sehr schön, das schönste Mädchen, welches ich je gesehen habe,« antwortete ihr die Mutter, sie forschend ansehend.

»Was haben wir denn von ihrer Schönheit, liebe Mutter? Ja, sie ist ein schönes Bild, eine hübsche Puppe; aber sie spricht nicht, sie giebt nichts von sich, sie scheint nur immer da zu sitzen und an ihr hübsches Gesicht zu denken und an ihren Putz; das kann uns natürlich nicht gefallen.«

»Mir gefällt das auch nicht, liebe Tochter; aber vielleicht thun wir ihr Unrecht — wir wollen also noch gar kein Urtheil über sie fällen, sondern sie erst genauer beobachten; glaubst Du nicht, daß das besser sein wird, als sich der Gefahr auszusetzen, vorschnell und lieblos über Jemanden abzusprechen?«

Emma wurde bei diesem sanften, liebevollen Verweis ihrer Mutter etwas roth im Gesicht, wie sie es immer wurde,

wenn sie sich schämte, und um den begangenen Fehler wieder gut zu machen, setzte sie sich, als man sich nun zu Tisch begab, nicht zu der ihr so lieb gewordenen Leopoldine, sondern zu Rosalien, die neben Emma's Vater, dem Baron, Platz genommen hatte.

Es gelang Emma'n auch wirklich, ein Gespräch mit Rosalien anzuknüpfen, aber dieses war nicht dazu geeignet, ihr einen bessern Begriff von dieser beizubringen, denn Rosalie wußte über wenig mehr zu sprechen, als über Schönheit und Häßlichkeit. Sie redete bald von dieser bald von jener Person ihrer Bekanntschaft und der Schluß ihrer Rede war allemal: »Das ist ein sehr nettes Mädchen, denn sie ist sehr hübsch;« oder: »Den kann ich nicht ausstehen, weil er so abschreckend häßlich ist!« So ging es in Einem fort, bis unsrer Emma fast die Geduld ausging und sie nichts so sehnlich wünschte, als daß die Tafel aufgehoben und sie ihre einseitige Nachbarin los werden möge.

Auch der Baron gab sich Mühe, mit Rosalien ein Gespräch anzuknüpfen; aber das ward ihm sehr schwer, denn weil

sie für ihr Alter ungewöhnlich unwissend war, wußte sie ihm wenig oder gar nichts auf seine Fragen über ihren Unterricht, über das was sie gelernt habe, u. s. w. zu antworten, so daß er sich sichtbar unwillig von ihr abwandte und seine Fragen an Leopoldine richtete, die ihm mit Offenheit, aber zugleich auch mit Bescheidenheit antwortete und ihm so mit jeder Stunde mehr gefiel.

4.

»Mutter,« sagte Clothilde, als die Familie wieder in ihrer Wohnung angelangt war, »Mutter, wie geht es wohl zu, daß mir Leopoldine so sehr viel besser gefällt, als Rosalie, obgleich Erstere nicht halb so hübsch ist, als Letztere?«

»Ich glaube, daß Du Dir bei einigem Nachdenken diese Frage schon selbst wirst beantworten können, liebe Tochter.«

»Ja, ich weiß, daß Leopoldine weit liebenswürdiger ist, als ihre Schwester; aber weshalb ist denn Rosalie wohl nicht auch so liebenswürdig, da Beide doch dieselbe Erziehung genossen haben?«

»Das will ich Dir sagen, mein Kind; Rosalie glaubt, weil sie schön ist, nichts weiter sein zu dürfen, um überall zu gefallen, und dies ist ein Irrthum, dem viele schöne Personen unterworfen sind. Deshalb giebt sie sich gar keine Mühe, sich innere schätzenswerthe Eigenschaften zu erwerben, und beschränkt sich allein auf die Sorge für ihr Aeußeres, das denn auch wirklich einnehmend genug ist.«

»Ich kann das nicht finden, liebe Mutter,« nahm Emma das Wort; »sie sieht meist immer verdrießlich aus, man sieht es ihr an, daß sie sich mit nichts beschäftigen mag, als mit sich selbst und ihrem Anzuge; ihre schönen Züge sind kalt und unbelebt, und das kann man doch wohl nicht schön nennen? Ja, als Vater mit ihr über die Naturlehre sprach — sie hatte gesagt, daß sie Unterricht darin erhielte — nahm ihr Gesicht wirklich einen Ausdruck von Dummheit an, und in diesem Augenblick erschien sie mir sogar häßlich, weit häßlicher als Leopoldine, die immer so freundlich, klug und offen aussieht.«

»In Leopoldinens Gesicht spiegelt sich eine schöne Seele, ein reichbegabter Geist ab, und das, meine Tochter, das ist

die

die wahre Schönheit, die von jedem Guten und Verständigen als solche auch anerkannt wird. Nur seichte und thörichte Menschen setzen Werth auf die Art von Schönheit, wie wir sie an Rosalien erblicken; sie ist der Zeit unterworfen und wird sicher eine Beute derselben, und dann haben Personen, die sich um weiter nichts bemühten, als schön zu sein, auch ihr Alles verloren, während diejenigen, welche rastlos darauf bedacht sind, ihre geistigen Fähigkeiten besser auszubilden, sich ihre Schätze mit jedem Tage vermehren sehen.«

5.

Emma und Clothilde wurden die nächsten Nachbarinnen unsrer beiden Schwestern, denn ihr Vater kaufte sich ein Landgut, das ganz nahe an das des Herrn Steinthal stieß, und so hatten sie denn Gelegenheit, sich recht oft, ja fast täglich, zu sehen.

Es dauerte auch nicht lange, so waren Emma, Clothilde und Leopoldine Ein Leib und Eine Seele, wie man zu sagen pflegt, und diese Freundschaft machte ihre beiderseitigen Eltern

sehr glücklich, denn wie man die guten, gebildeten und liebenswürdigen Töchter des Barons im Steinthal'schen Hause schätzte und liebte, so wurde Leopoldine von der Baronin und ihrem Gatten geschätzt und geachtet.

Die Baronin, welche eine überaus gebildete Frau war und mannigfache Kenntnisse besaß, unterrichtete ihre beiden Töchter zum Theil selbst, und da sie bemerkte, daß Leopoldine einen sehr großen Trieb hatte, sich zu unterrichten, lud sie dieselbe ein, Antheil an diesem Unterrichte zu nehmen, was diese begreiflicherweise mit großer Freude annahm.

Von Rosalien war bei allem diesen gar nicht die Rede; sie ging nicht von selbst zu der Familie des Barons, und da man ihre Gesellschaft überaus langweilig fand, lud man sie auch nicht ganz dringend ein. Indeß fand sich bald ein anderer Kreis für sie, der ihr besser zusagte, und obgleich ihre Eltern den Umgang mit Bergens — so hießen andere Gutsnachbaren von ihnen — nicht gern sahen, waren sie doch schwach genug, ihn nicht bestimmt zu verbieten.

Die Fräulein von Bergen waren in der Stadt in einer

modernen Pensions-Anstalt erzogen worden, und eben hier war es, wo sie das Gift der Eitelkeit und Putzsucht einsogen. Den ganzen Tag standen sie vor dem Spiegel, bewunderten, liebten nichts, als was schön war, tändelten beständig herum, statt zu arbeiten und sich ernstlich zu beschäftigen, und waren dabei so unwissend in den gewöhnlichsten Dingen, daß mancher Bauer sie hätte beschämen können.

In diese Gesellschaft gerieth nun Rosalie, und sie fühlte sich überaus wohl darin, denn beständig sagten ihre neuen, leichtsinnigen Freundinnen ihr vor, daß sie sehr schön sei und weiter nichts zu sein brauche, um überall zu gefallen. Vergebens sprach Leopoldine ein ernstes, gutgemeintes Wort der Warnung zu ihr, vergebens stellte diese ihr vor, daß sie auf dem Wege sei, sich unglücklich zu machen — Rosalie hörte sie kaum an, oder verlachte und verspottete sie wohl gar, als eine philosophische Träumerin und Närrin, welche Namen sie sich nicht scheute, der guten, vernünftigen Schwester zu geben.

So wurde die Kluft immer größer zwischen den Schwestern, ohne daß jedoch Leopoldine im geringsten Schuld daran

war, denn troß Rosaliens Verkehrtheit liebte sie diese doch schwesterlich und vergoß manche Thräne über das zunehmende Verderbniß derselben. Endlich wurden Beide gar auf längere Zeit von einander getrennt, denn der Baron Sarnen nahm sich vor, mit den Seinen eine große Reise durch die vorzüglichsten Länder Europa's zu machen, und da man Leopoldine liebte, als sei auch sie ein Kind des Hauses, schlug man ihren Eltern vor, sie mitzunehmen, welches gern von diesen angenommen wurde, denn es konnte sich wohl keine bessere Gelegenheit zu Leopoldinens völliger Ausbildung finden, als eben eine solche Reise in der besten gebildetsten Gesellschaft. Zwar hätten sie es gern gesehen, wenn auch Rosalien ein solches Glück zu Theil geworden wäre, aber daran war ja nun einmal gar nicht zu denken, da diese sich so leichtsinnig von diesem gebildeten Kreise zurückgehalten hatte und durchaus fremd in dem Hause des Barons war.

Leopoldine hatte bereits ihr sechzehntes Jahr zurückgelegt, als man die schöne Reise antrat, der ihr Herz mit unendlicher Freudigkeit entgegenschlug, denn eine solche war von jeher das

Ziel ihrer heißesten Wünsche gewesen. Und in welcher Umgebung, in welchen schönen und wünschenswerthen Verhältnissen trat sie diese Reise nicht an! Sie liebte die Baronin als eine Mutter, Emma und Clothilde als ihre Schwestern und war von Allen geliebt und geachtet, wie es nur ein junges Mädchen sein kann; nur der Abschied von ihren Eltern kostete ihr Thränen, nur der Gedanke an Rosalie beunruhigte sie, und herzlich bat und beschwor sie diese, den für sie so verderblichen Umgang mit Bergens aufzugeben; aber mit Kälte wies Rosalie sie auch jetzt zurück und sagte ihr geradezu heraus, daß sie es recht niedrig von ihr finde, daß sie ihre Freundinnen hinter deren Rücken schlecht bei ihr machen wolle.

»O Rosalie!« rief Leopoldine unter immer heißer strömenden Thränen, »wie verkennst Du mich und meine Liebe zu Dir! Nicht fällt es mir ein, jene Mädchen, die ich für sehr unglücklich halte, schlecht machen, oder verläumden zu wollen — wollte Gott, ich könnte sie besser machen! — sondern ich fürchte nur, daß ihr Umgang verderblich auf Deine ganze Zukunft einwirken wird. Schon haben sie mir Dein Herz ganz

entfremdet, schon oft haben sie den Saamen der Zwietracht zwischen uns gestreut; schon höre ich nie ein freundliches, liebevolles Wort mehr von Dir — ach, Rosalie, haben sie Dich nicht schon dahin gebracht, über Deine eigene Schwester spotten zu können, weil die Natur ihr die gefährliche Gabe der Schönheit versagte? Nicht um mich hat mich dieses gekränkt und tief betrübt, denn ich setzte nie Werth auf ein so vergängliches Gut, als es die äußere Schönheit ist, sondern allein um Dich, weil es mir die Ueberzeugung gab, daß Dein Herz durch diesen Umgang sehr gelitten hat!«

»Mir gefällt er nun einmal,« antwortete ihr Rosalie, sich von ihr abwendend, um die Röthe der Scham vor ihr zu verbergen, die sich bei diesem gerechten Vorwurfe auf ihren Wangen zeigte.

Leopoldine schwieg — ach! sie gab die unglückliche Schwester jetzt ganz verloren, und man kann sich denken, daß sie so mit schwerem Herzen von derselben schied.

6.

Ein Jahr war Leopoldine jetzt vom Hause ihrer Eltern entfernt und mit ihren Freunden auf Reisen gewesen, als ein Brief des Barons Sarnen bei Erstern eintraf, der Alles in das höchste Erstaunen setzte und Rosaliens Seele mit Neid erfüllte. Dieser Brief enthielt die Bitte an Herr und Madam Steinthal, ihre Einwilligung dazu zu geben, daß sein einziger Sohn August, der bisher auf Reisen gewesen und nun mit ihnen in Neapel zusammengetroffen war, um vereint mit ihnen zurückzukehren, Leopoldinen seine Hand und sein Herz anböte.

»Beide lieben sich,« schloß dieser Brief, »Beide sind einander ganz würdig, und wir Eltern sehen mit der größten Freude auf eine Verbindung, die unsern einzigen Sohn zu einem sehr glücklichen Menschen machen muß, und so fehlt nur noch Ihre Einwilligung zur Beglückung unserer Kinder.«

Man kann sich denken, daß Leopoldinens Eltern nicht anstanden, in eine Verbindung ihrer Tochter mit einem jungen Manne zu willigen, der nicht nur sehr reich, gebildet und lie-

benswürdig, nach der Meinung Aller über ihn, war, sondern der sich auch durch Verstand, Kenntnisse und die reinsten Sitten auszeichnete. Leopoldine war also jetzt eine glückliche Braut.

Nach zwei Monaten schon kehrten die Reisenden sämmtlich zurück — Leopoldinens Glück leidet keine Beschreibung, denn sie durfte ihren August achten, wie sie ihn liebte; sie wurde auch von ihm über Alles geachtet und geliebt.

»Dieser Bräutigam meiner Schwester muß wohl ein wahres kleines Ungeheuer an Häßlichkeit sein,« hatte Rosalie oft zu ihren leichtsinnigen Freundinnen, um sich zu trösten, gesagt; »wie hätte er sonst, da er so reich und vornehm ist, meine häßliche Schwester zur Gattin wählen können?«

»Ja, ich wette Alles darauf,« erwiederte ihr Charlotte, »daß er wenigstens einen Buckel hinten und vorn hat, und dazu ein Gesicht voll Pockennarben, denn wie hätte er sich sonst in Leopoldine verlieben können?«

»Vielleicht hinkt er auch, oder hat gar nur Einen Fuß,« sagte die andre Schwester Jucunde; »so etwas muß es doch

sein. Nun, wir wollen uns über das schöne Paar gut lustig machen, das soll unser Antheil an der vortrefflichen Heirath sein!«

Endlich trafen die Reisenden auf Sarnenhöhe — so hieß das Gut des Barons — ein, und August eilte mit seiner geliebten Braut zu deren Eltern; aber Rosalie hätte in die Erde sinken mögen, als sie diesen so vielfach verspotteten Bräutigam ihrer Schwester sah, denn August gehörte zu den schönsten jungen Männern, die sie je gesehen hatte.

»Wie ist es nur möglich? Wie kann ein solcher Mann sich eine so wenig hübsche Person, als es Leopoldine ist, zur Gattin erwählt haben?« ertönte es im Kreise, als Rosalie sich jetzt mit ihren sogenannten Freundinnen allein befand. »Sie muß ihn behext, bezaubert haben, sonst wäre es nicht möglich!« sagte die Eine. »Er hat gewiß den Verstand verloren!« die Andere, und so ging es noch eine Weile fort; aber der bitterste Neid spiegelte sich in den Zügen Aller ab, obgleich sie diesen sorgfältig Eine vor der Andern zu verbergen suchten.

Aber August war eben so wenig behext als verrückt —

er war ein sehr verständiger, sehr guter junger Mann, und als solcher weit davon entfernt, seine zukünftige Gattin nach der Schönheit ihres Gesichts zu erwählen. Leopoldinens Tugenden, ihr reines Herz, ihre Sanftmuth, Bescheidenheit, ihre Kenntnisse und Talente hatten ihn angezogen, und er ihr so seine edle Zuneigung geweiht, ihr den Wunsch offenbart, an ihrer Seite durch's Leben gehen zu wollen. August gehörte zu den wenigen jungen Männern, die eine schöne Seele einem schönen Körper bei weitem vorziehen; er wußte, daß die äußere Schönheit ein sehr vergängliches Gut ist, während die der Seele noch über das Grab hinausreicht.

Da nichts dieser Verbindung im Wege stand, da Leopoldine und August sich mit jedem Tage noch mehr schätzen und lieben lernten, sah man bald in ihnen das glücklichste Paar, und ihr reines, sich stets vermehrendes Glück machte auch ihre Eltern so froh, daß sie an jedem Tage die Stunde segneten, in der Leopoldine zuerst in ihr Haus getreten war, das sie jetzt durch jede schöne Tugend schmückte. Sie waren stolz auf eine Schwiegertochter, die von Allen fast angebetet wurde,

welche sie näher kannten; sie waren stolz auf einen Sohn, der den vollen Werth einer so schönen Seele anzuerkennen gewußt hatte!

7.

Ueber Rosalie bleibt nur noch wenig zu sagen. Die Verbindung ihrer Schwester mit dem schönen, reichen, jungen Baron hatte einen Stachel des Neides in ihr Herz gedrückt, den sie nicht wieder aus demselben los werden konnte; sie glaubte sich nur dadurch trösten zu können, daß sie eine eben so gute Partie machte, und wo möglich noch eine bessere, als Leopoldine.

Zwar fanden sich mehrere leichtsinnige, junge Männer, die ihr ihre Hand, angelockt durch ihre äußere Schönheit, anboten; aber der Eine war nicht reich, der Andre nicht hübsch genug, und ein Dritter hatte keinen Baronstitel, sondern war, obgleich hübsch und reich, nur ein Bürgerlicher; so wurden denn Alle zurückgewiesen und Rosalie wartete mit Ungeduld auf den rechten Mann, auf einen Mann, der es in Allem

dem Gatten ihrer beneideten Schwester gleich thun könnte. Aber das Unglück wollte es nun einmal, daß sich Keiner finden sollte, der allen ihren Forderungen entspräche, und so wurde Rosalie endlich dreißig Jahr alt, ohne sich vermählt zu haben.

Die Rosen ihrer Wangen fingen jetzt an zu erbleichen; ihr Auge strahlte nicht mehr so feurig als sonst, ja sie hatte sogar einige ihrer Perlenzähne, worauf sie immer so stolz gewesen war, verloren; das Lächeln, welches ihr einst so gut stand, als sie noch die vollen, schneeweißen Reihen im Munde aufzuzeigen hatte, war jetzt mehr häßlich als schön; der beständige Neid, in dem sie über Leopoldinens stets steigendes Glück lebte, wirkte auf ihre Stimmung sehr nachtheilig; sie bekam eine gelbliche, runzlige Haut, und man hätte sie so eher für vierzig, als für dreißig Jahr alt halten können.

Jetzt zeigten sich gar keine Freier mehr, denn Rosalie war nicht mehr schön und besaß durchaus keine innern Vorzüge, um den Abgang der äußern zu verdecken. Ihre Eltern starben und hinterließen lange nicht so viel Vermögen, als man er=

wartet hatte, und da das Uebriggebliebene in drei Theile ging, bekam Rosalie kaum so viel, daß sie anständig davon leben konnte.

Jetzt, meine Geliebten, ist von der einst so schönen und hochgefeierten Rosalie nichts mehr übrig, als eine alte, häßliche, unwissende, gallsüchtige Jungfer, die von allen Bessern gemieden wird, weil es ihr liebstes Geschäft ist, Andere, Glücklichere zu beklatschen und zu verläumden; denn da es ihr an innerer Bildung und an Kenntnissen fehlt, weiß sie sich mit nichts Anderm zu beschäftigen, als mit lieblosen Urtheilen und Klatschereien über ihre Nebenmenschen.

Daß Leopoldine glücklich wurde, brauche ich wohl nicht hinzuzufügen. Sie besitzt mehrere Kinder, worunter sich einige befinden, denen von der Natur auch die gefährliche Gabe großer Körperschönheit zu Theil wurde; aber sie erzieht sie vernünftig, sie sagt ihnen jeden Tag vor, daß nichts wirklich schön ist, als ein edles, reines Herz, eine gefühlvolle Seele, ein gebildeter, mit Kenntnissen bereicherter Geist, und so bewahrt sie dieselben mit liebender Sorgfalt vor der gefährlichen

Klippe, woran ihre unglückliche Schwester scheiterte, vor der Eitelkeit, vor dem Stolz auf bloß äußere Vorzüge.

Charlotte und Jucunde, Rosaliens ehemalige Freundinnen, haben zwar Männer gefunden, die sie als Gattinnen in ihr Haus führten; aber die Ehen Beider sind höchst unglücklich ausgefallen, denn da sie ihren Gatten auch weiter nichts zubrachten, als ein hübsches Gesichtchen, konnten sie sich die Zuneigung derselben nicht erhalten, sondern wurden von ihnen verachtet und sogar mißhandelt, als nun die flüchtigen Reize verschwanden, um derentwillen jene Männer sie gewählt hatten.

Leopoldinens Freundinnen, Emma und Clothilde, fanden dagegen ein schönes Glück, wie sie es auch so ganz verdienten; ihre Freundschaft für die geliebte Schwester — denn so dürfen sie ja jetzt Leopoldine mit vollem Rechte nennen — hat noch an Stärke gewonnen, und Alle bilden jetzt nur Eine glückliche Familie. Frohsinn, Wohlthätigkeit, Menschenfreundlichkeit herrschen in diesem anmuthigen Kreise, der von allen wahrhaft Gebildeten und Guten aufgesucht wird.

Vergebens bot die gutmüthige Leopoldine ihrer unglücklichen Schwester ihr Haus zum Aufenthalte an; der Neid, der noch immer Rosaliens Seele foltert, ließ es nicht zu, daß sie die beständige Zeugin eines so reinen und schönen Glücks hätte sein können — sie blieb allein, sie wies die Liebe ihrer Schwester zurück — sie wird unbeweint sterben, wie sie ohne die Achtung der Bessern lebte!

Edle Rache.

Eine morgenländische Erzählung.

1.

Omer Hassan war ein Mann, welcher im Morgenlande für einen der reichsten und glücklichsten Menschen gehalten wurde; er besaß ein Haus, welches an Größe und Pracht eher einem Palaste glich, als der Wohnung eines Privatmannes. Köstliche Teppiche bedeckten den getäfelten Fußboden seiner Gemächer; seidene Vorhänge mit goldenen Borten seine Fenster, große in Venedig *) verfertigte Spiegel seine Wände; auf seinen Tischen von Rosenholz erblickte man Purpurdecken,

*) In Venedig in Italien, jetzt dem Kaiser von Oestreich gehörend, verfertigt man besonders große und schöne Spiegelgläser.

die reich mit Gold und Silber gestickt waren; seine Sopha's oder Divans waren mit Seide überzogen, und an vierzig Sclaven verrichteten den Dienst in diesen kostbaren Gemächern, bereit, jedem Winke ihres Gebieters zu gehorchen.

In den mit den edelsten Pflanzen angefüllten Gärten, die Omer Hassan's Palast von allen Seiten umgaben, befanden sich mehrere Springbrunnen, die Tag und Nacht das reinste, klarste Wasser in die Höhe spritzten und die lieblichste Kühlung rings umher verbreiteten. In von vergoldeten Draht geflochtenen Vogelhäusern, Volièren genannt, befanden sich eine Menge der schönsten, bunt gefiedertsten ausländischen Vögel, die die Luft mit ihrem reizenden Gesange erfüllten; in einem eigends dazu eingehegten Park erblickte man zahme Hirsche, Rehe, Antilopen und andere Thiere, die Omer Hassan zu seinem Vergnügen darin hielt. Auf seiner Tafel prangten jeden Tag zwanzig verschiedene, reich gewürzte Gerichte, unter denen er nur zu wählen brauchte, was seinem Gaumen eben am meisten behagte, und hatte er sich gesättigt, so rief sein Wink dreißig schöne junge Sclavinnen herbei, die sein Auge durch Spiel

und Tanz ergötzen mußten. Sagt, Kinder, durfte man nicht Omer Hassan einen glücklichen Menschen nennen? Doch war er es nicht, wie ich Euch nachstehend zeigen werde, denn zum Glücklichsein gehört Tugend, gehört Genügsamkeit, und beide besaß unser Reicher nicht.

Von Jugend auf daran gewöhnt, in Reichthum und Ueberfluß zu leben, ekelten ihn die Güter des Lebens fast an; aber nichts desto minder ging sein ganzes Bestreben einzig dahin, sich noch immer mehr Schätze zu erwerben, und kein Mittel, kein Weg war ihm zu niedrig und zu schlecht, um sich noch größere Reichthümer zu verschaffen, denn die Gier nach dem Gelde wächst nur mit dem Besitz, statt durch denselben gestillt zu werden.

So hatten Omer Hassans Sclaven das schrecklichste Loos auf der Welt, denn keinen Augenblick gönnte ihr tyrannischer Gebieter ihnen Ruhe; selbst die für sie so nothwendigen Stunden des Schlafes kürzte er ihnen, damit sie nur desto mehr für ihn arbeiteten, desto mehr für ihn erwarben, wofür ihnen die schlechteste, kärglichste Nahrung gereicht wurde.

Omer Hassan besaß in dem Strich Landes, der ihm als Eigenthum gehörte, auch ein reiches Bergwerk, das jährlich eine große Ausbeute an Gold und Silber gab, und in diesem war es, wo seine unglücklichen Sclaven mit Aufopferung ihres Lebens, oder ihrer Gesundheit, Tag und Nacht arbeiten mußten, um die verderblichen Schätze an's Licht zu fördern, nach denen seine Seele allein Gelüsten trug.

2.

Dicht an das Gebiet Omer Hassans stieß die bescheidene Wohnung eines Landmannes, den man, wenn gleich auf andere Weise, auch einen glücklichen Menschen nennen konnte: Mustapha war es durch seinen Fleiß, seine Tugenden, seine Genügsamkeit und Frömmigkeit, er war es durch den Besitz seiner beiden Kinder und einer zärtlich von ihm geliebten Gattin. Zwar besaß er keine Schätze, keine Reichthümer, keine Sclaven, die für ihn arbeiteten, wie Omer Hassan; aber trotz dem mehrte sich fast täglich sein kleines Vermögen, denn mit unermüdetem Fleiße bebauete er mit seinen beiden Söhnen den

ihm von seinem Vater hinterlassenen Boden und führte dann die demselben abgewonnenen Producte selbst nach der zunächst gelegenen Stadt, um andre, nothwendige Bedürfnisse dagegen einzutauschen, und dieser Handel, den er mit eben so viel Einsicht als Redlichkeit führte, machte ihn bald zu einem wohlhabenden Manne, obgleich er noch lange kein reicher war.

Sein Haus, sein schön bestellter Garten, seine reichen Getreidefelder stießen zufällig ganz nahe an das Gold- und Silberbergwerk Omer Hassans, und als dieser von dem stets wachsenden Wohlstande seines früher so unbemittelten Nachbarn hörte, stieg der Gedanke in seiner habsüchtigen Seele auf, daß Mustapha sich gewiß allein dadurch bereichere, daß er seine in dem Bergwerke arbeitenden Sclaven zur Untreue gegen ihren Herrn verleite und ihnen das gewonnene edle Metall um geringe Preise abkaufe, und diese Vorstellung ließ ihm weder Nacht noch Tag Ruhe.

Häufiger als sonst wurde er jetzt in der Nähe jenes Bergwerkes gesehen; in Verkleidungen umschlich er seine Sclaven, um sie heimlich beobachten zu können; ja, als einst Einer der-

selben sich nach Mustapha's Hause begeben hatte, um dort um einen Trunk für sich und seine vor Durst fast verschmachtenden Gefährten zu bitten, ließ er den Unglücklichen ergreifen und auf das grausamste foltern, um von ihm das Geständniß zu erpressen, daß er sich in irgend einer verbrecherischen Absicht zu dem Landmanne begeben habe. Aber der Sclave, welcher sich unschuldig fühlte, hielt mit einer heldenmüthigen Standhaftigkeit die ihm von seinem Peiniger auferlegten Qualen aus, ohne irgend ein Wort zu sagen, das den Verdacht Omer Hassans hätte vermehren können.

Trotz dem war der Wütherich nicht von seiner bösen Meinung geheilt, und sein Wunsch ging allein dahin, sich den gefürchteten Nachbar auf irgend eine Weise vom Halse zu schaffen, ihn aus seinen Besitzungen zu vertreiben, denn nur so glaubte er seinen Befürchtungen ein Ende machen zu können.

Er sandte zu diesem Ende einen seiner Vertrauten, den Muley Ibrahim, einen Schwarzen, dessen Seele noch häßlicher war, als sein Aeußeres, zu Mustapha und ließ diesem

eine nicht unansehnliche Summe für sein Haus und die es umgebende ererbte Besitzung bieten; aber Mustapha sandte den Boten mit dem Bescheide zurück, daß ihm das Erbtheil seiner Väter um keinen Preis feil sei und daß er sich nie entschließen werde, dasselbe zu verkaufen.

Man kann sich denken, daß diese bestimmte Weigerung Omer Hassan nur noch mehr in dem Verdachte bestärkte, dem er schon längst Raum in seiner mißtrauischen Seele gegeben hatte, und das Verderben Mustapha's wurde beschlossen.

Muley Ibrahim wurde wieder zu ihm gerufen und aufgefordert, Rath zu schaffen; nach einigem Nachsinnen sagte dieser:

»Herr, ich bin eben so fest davon überzeugt, als Du es bist, daß jener elende Sclave nur deshalb sein väterliches Gut nicht verkaufen will, weil es in der Nähe Deines reichen Bergwerkes liegt, aus dem er gewiß, Dir zum Hohne und Deiner Wachsamkeit zum Trotze, einen reichern Gewinn jetzt zieht, als Du selbst, denn woher sollte sonst seine Wohlhabenheit kommen, die die ganze Nachbarschaft in Erstaunen setzt?

Ich weiß, Mustapha trat das Gütchen seines Vaters mi
Schulden an, und jetzt sind diese nicht nur alle bezahlt, wi
ich aus sicherer Quelle erfahren habe, sondern er geht soga
schon mit der Absicht um, seine Besitzungen durch Ankauf zu
vergrößern. Woher könnte er wohl das Vermögen zu allem
diesen genommen haben, als aus Deinem Bergwerke? denn
Sclaven hat er nicht, die für ihn arbeiten und erwerben könn-
ten, sondern er selbst bebaut sein Land mit Hülfe seiner bei-
den Söhne und keine fremde Hand hilft ihnen dabei. Unter
diesen Umständen kann er sich nur durch Verbrechen und Dieb-
stahl so bereichert haben, und verlockt entweder Deine Sclaven
dazu, Dich zu bestehlen, oder besitzt vielleicht selbst eine reich-
haltige Gold- oder Silber-Ader in seinem Gütchen; in beiden
Fällen muß er aus diesem vertrieben werden. . . . .«

»Das ist ja eben auch meine Meinung,« fiel ihm Omer
Hassan in die Rede; »aber sag mir, wie wir es anzufangen
haben, den Lästigen los zu werden, der mir ein Dorn im Auge
ist, schon weil er sich erfrecht, sich meinen Wünschen entgegen
zu stellen. Wäre er klug, so würde er wissen, daß es für den

Niedriggebornen immer gefährlich ist, sich dem Willen der Reichen und Mächtigen entgegen zu setzen, und bei dem Propheten! er soll diese Frechheit schwer büßen!«

»Aber mit offenbarer Gewalt dürfen wir nicht gegen ihn zu Werke gehen,« sagte Muley nach einigem Nachdenken; »Du weißt, Herr, daß der Großherr seinen Stolz darin setzt, streng gerecht gegen jeden seiner Unterthanen zu sein, selbst gegen den Aermsten und Geringsten; vertrieben wir also jenen Mustapha mit Gewalt von seinem Gütchen, so würde er Dich verklagen, und dann wehe uns, denn schwer würde man es ahnden! Aber mir fällt etwas ein, das uns troß dem zum Ziele führen kann, und wenn Du es für gut und angemessen findest, so trage mir die Sache nur auf, die zu Deiner Zufriedenheit beendet werden soll.«

»Gut, ich gebe Dir volle Freiheit,« entgegnete Omer Hassan; »Dein Lohn soll nicht gering sein, wenn Du mich endlich von dieser Sorge befreiest und mir einen Menschen vom Halse schaffst, den ich in tiefster Seele hasse, weil er sich erkühnt,

glücklich sein zu wollen, denn wo Omer Hassan lebt, soll es sich Keiner anmaßen, sich an Glück mit ihm zu messen.«

»Und wer könnte das auch, mein Gebieter?« sagte der niedrige Schmeichler. »Doch beruhige Dich, denn ehe die Scheibe des Mondes sich wieder füllt, soll jener Mustapha so elend und unglücklich sein, als er sich jetzt glücklich zu wähnen erfrecht.«

3.

Eben saß Mustapha nach vollendeter Arbeit des Tages fröhlich und wohlgemuth mit seinem Weibe und seinen beiden Söhnen beim Mahle, als man ihm den Kadi *) des zunächstgelegnen Dorfes anmeldete, und Mustapha, der diesen Mann wegen seiner Tugenden und Gerechtigkeit ehrte, ging ihm freundlich entgegen und hieß ihn willkommen in seiner Hütte, ihn einladend, Theil an seinem Mahle zu nehmen. Aber der Kadi machte ein sehr ernstes Gesicht und wies mit

*) Kadi nennt man die Richter in der Türkei und im Morgenlande.

Kälte Mustapha's freundliche Einladung zurück, indem er sagte, daß er blos in Geschäften da sei und seine Leute nur erwarte, um eine sehr ernstliche Untersuchung anzustellen.

»Eine ernstliche Untersuchung? und das bei mir?« fragte ihn Mustapha, fast erschrocken über die Kälte des sonst so freundlichen Richters. »Doch,« fuhr er fort, »untersuche nur immerhin, Herr, ich habe nichts Unrechtes gethan und brauche mich so nicht zu fürchten.«

»Allah gebe, daß Du die Wahrheit redest, Mustapha,« entgegnete ihm der Kadi; »ich habe Dich stets als einen ordentlichen und rechtlichen Mann erfunden, und es sollte mir leid sein, wenn ich es jetzt anders fände. Doch,« fügte er leise hinzu, indem er sich flüsternd zu Mustapha's Ohr neigte, »sollte Gewinnsucht Dich verlockt haben, unrechtes Gut auf irgend eine Weise an Dich zu bringen, so flieh, Unglücklicher, ehe meine Leute hier eintreffen, denn dann könnte ich Dich nicht mehr retten, sondern müßte nach der ganzen Strenge des Gesetzes gegen Dich verfahren. Ich bin meinen Unterbeamten vorausgeeilt, um Dich zu warnen, Dir dieses zu sagen, denn

selbst wenn Du in diesem Punkte schuldig erfunden würdest, könnte ich Dir mein Mitleid, meine Theilnahme nicht versagen, wegen der vielen Tugenden, die sonst Dein Leben schmückten. Wir sind sündige, schwache Menschen; der Besitz reizt unsre Begierde — Du konntest fallen, Mustapha, wie jeder Andre« — — —

»Herr,« unterbrach ihn der erstaunte Mustapha, »ich weiß nicht, wovon Du redest, was Du meinst; aber wisse, daß mich nie unrechtmäßiger Besitz gelockt hat, daß er nie ein Herz wie das meinige erfreuen würde. Keine Thräne, kein Seufzer haftet auf dem, was ich mein nenne; dem Boden meiner Väter habe ich durch angestrengte Arbeit, durch sauren Fleiß die Bedürfnisse unsers Lebens abgerungen, und wenn Allah mich segnete, wenn mein Besitzthum sich vermehrte, so darf ich mich dieses Segens mit fröhlichem Herzen und reinem Gewissen erfreuen.«

»Deine Worte gießen Balsam in meine Seele,« sagte der wackere Kadi, Mustapha'n die Hand reichend; »ich habe sehr um Dich gebangt, denn schwere Beschuldigungen hat Dein

Nachbar Omer Hassan gegen Dich aufgebracht, und mir liegt es ob, diese Sache genau, ja mit aller der Strenge, die mein Amt erfordert, zu untersuchen.«

»Omer Hassan?« rief Mustapha; »was könnte ich diesem gethan haben? womit ihn beleidigt, da ich kaum sein Antlitz kenne und wegen seines hohen Standes nie gewagt habe, auch nur ein einziges Wort zu ihm zu reden?«

»Da sind meine Leute schon,« sagte der Kadi, »und mit ihnen ist der Sclave Omer Hassan's, der gegen Dich ausgesagt hat; halte Dich jetzt bereit, mir alle die Fragen zu beantworten, die ich an Dich richten muß, und beantworte sie mir der Wahrheit gemäß.«

Mustapha glaubte bei allem diesen fast zu träumen und sah bald den Kadi, seinen Freund, bald den Sclaven an, der mit niedergesenktem Auge in der Mitte der Gerichtsdiener da stand und nicht den Blick zu ihm zu erheben wagte; er erinnerte sich nicht, diesen Menschen je zuvor gesehen zu haben, und doch hatte ja eben dieser etwas gegen ihn ausgesagt, wie er von dem Kadi vernahm.

»Tritt vor Abu,« wandte sich jetzt der Kadi zu dem Sclaven, der schüchtern und verlegen gehorchte; »sprich,« fuhr der Richter fort, indem er auf Mustapha zeigte, »ist Dir dieser Mann bekannt?«

»Wohl ist er es,« entgegnete Abu, noch immer mit zur Erde gesenktem Blick; »es ist Mustapha, der Nachbar meines Herrn und Gebieters Omer Hassan.«

»Auf welche Weise bist Du mit ihm bekannt geworden?« fragte der Kadi weiter; »bei Deinem Leben gebiete ich Dir, die reine Wahrheit hier zu reden, nichts zu verbergen noch zu verheimlichen!«

»Das will ich, Herr,« sagte der Sclave, dreister werdend und allen seinen Muth zusammen nehmend. »Dieser Mustapha begegnete mir oft, wenn ich mit dem Erze, welches wir Sclaven aus Omer Hassans Bergwerk gewonnen hatten, nach der Schmelzhütte ging, wo es gereinigt und eingeschmolzen wird« — —

»Du redest die Unwahrheit,« rief Mustapha, außer sich gebracht durch diese Lüge; »ich erinnere mich nicht, Dich je

nur mit Augen gesehen zu haben, und nie, ich schwöre es bei dem Propheten! habe ich jene Gegend auch nur mit einem Fußtritt betreten.«

»Mein Wort gilt hier gegen Deins,« sagte der Sclave, der immer frecher wurde; »Du harrtest oft in jener Gegend auf mich und verlocktest mich endlich durch Deine trügerischen Vorstellungen dazu, meinen Herrn zu bestehlen und einen Theil des Erzes für Dich in den Busch fallen zu lassen, der an jenem Wege steht. Während der Nacht kamst Du dann mit Deinen Söhnen und holtest die Beute weg, für mich einige erbärmliche Silbermünzen dort zurücklassend, um mich zu neuen Verbrechen anzureizen.«

»Schändlicher, verruchter Lügner!« rief jetzt Mustapha, seinem gerechten Zorne nicht mehr gebietend; »sprich, wer hat Dich zu diesen Unwahrheiten erkauft, um einen Unschuldigen in's Verderben zu bringen? Wisse, Elender, daß Allah lebt, der solche Verbrechen rächt, und auch Du wirst Deiner gerechten Bestrafung nicht entgehen!«

Der Sclave, ohne sich schrecken zu lassen, fuhr fort:

»Auf die bezeichnete Weise hat jener Mustapha meinen Herrn und Gebieter viele Jahre lang beraubt und muß große Schätze angehäuft haben, wenn er das unrechtmäßig Erworbene nicht verschwendete. Die Neugier trieb mich an einem Abende, ihm nachzuspüren, um zu erforschen, wohin er seinen Raub trüge. Ich war so glücklich, ihm und seinen beiden Söhnen, denn durch diese ließ er sich immer begleiten, unbemerkt folgen zu können. Er eilte, sobald er seine Beute ergriffen hatte, dem kleinen Gehölze zu, das zu seiner Besitzung gehört, und dort angelangt, wälzte er mit Hülfe seiner Söhne einen großen Stein von seiner Stelle, der eine Oeffnung in der Erde zudeckte; in diese warf er das Erz, wälzte den Stein wieder an den alten Platz und entfernte sich dann.«

Schrecken, Zorn und Abscheu verschlossen Mustapha's Lippen bei dieser lügnerischen Erzählung des Elenden, der von Muley Ibrahim gegen das Versprechen seiner Befreiung dazu vermocht worden war, den unschuldigen Mustapha durch seine Aussage in's Verderben zu stürzen.

»Was hast Du auf diese Anschuldigungen zu erwiedern?«

fragte ihn jetzt der Kadi, betroffen über sein gänzliches Verstummen, das auf Schuld zu deuten schien.

»Allah *) wird seine Lügen an den Tag bringen,« sagte Mustapha, der sich jetzt von seinem Schrecken erholt hatte; »kein Wort von allem dem, was dieser Sclave gesagt hat, ist wahr, und nie habe ich ihn vor dieser Zeit nur je mit Augen gesehen, nie eine einzige Sylbe zu ihm geredet. Untersuche mein Haus, meine Felder, jenen von ihm bezeichneten Platz; Du wirst überall Spuren unsers Fleißes, aber nicht jenes Erz finden, in dessen Besitz ich mich durch ein Verbrechen gesetzt haben soll. Entweder ist dieser Sclave ein Wahnsinniger, oder er ist ein Geschöpf, das Freude darin findet, Unglückliche zu machen, und in beiden Fällen bedaure ich ihn.«

»Gut, es soll Alles genau untersucht werden,« sagte der Kadi; »Allah gebe, daß ich Dich unschuldig finde! Aber meine Pflicht erfordert, Dich, Deine Söhne und Dein Weib binden zu lassen und so lange gefangen zu halten, bis diese Untersu-

*) Die Muselmänner oder Türken nennen Gott Allah.

chung geendet ist; dasselbe soll mit dem Sclaven, Deinem Ankläger, geschehen; Letzterer soll uns aber zu der von ihm bezeichneten Stelle führen, um die Wahrheit seiner Aussage zu erhärten.«

Auf den Wink des Kadi's wurden jetzt alle Fünfe gefesselt, und während er mit einem Theile seiner Unterbeamten gefolgt von dem Sclaven, den Weg nach dem bezeichneten kleinen Gehölze antrat, blieben Mustapha und die Seinigen gefesselt im Hause zurück.

Nach einer Weile kehrte der Kadi wieder, und sich voll Zorn zu dem erschrockenen Mustapha wendend, sagte er: »Unwürdiger, es hat sich Alles so gefunden, wie jener Sclave ausgesagt hat; die bezeichnete Grube unter dem Stein ist voll von Deinem Raube, und die schwerste, schrecklichste Strafe harrt Deiner! Unter dem Anschein von Tugend und Rechtlichkeit verbargst Du die niedrigsten Gesinnungen, die schändlichste Habsucht, und verleitetest einen Sclaven, seinen Herrn zu bestehlen, sich Deiner Verbrechen theilhaft zu machen. Führt ihn und sein Weib, so wi seine Söhne, fort,« wandte er sich an-

die Unterbeamten, »und werft ihn in den tiefsten Kerker, den er mehr noch für seine Heuchelei, als für seine übrigen Verbrechen verdient hat!«

Vergebens betheuerten Mustapha und die Seinen ihre Unschuld, vergebens riefen sie den Himmel zum Zeugen derselben an — man hörte nicht auf sie, denn ihre Verbrechen lagen ja klar am Tage, wie man glaubte; das Erz war gefunden worden, an eben der Stelle gefunden worden, die der Sclave bezeichnet hatte — wie konnte man da noch an ihrer Schuld zweifeln? wie war es ihnen möglich, Beweise für ihre Unschuld beizubringen, da Alles gegen sie zeugte?

4.

Schrecklich war das Loos, das ihnen zu Theil wurde; zwar sprach man ihnen nicht das Leben ab, aber man verurtheilte sie zum Verlust ihrer Güter und zur lebenslänglichen Sclaverei in den Bergwerken des Taurus, eines Gebirges, das sich durch einen Theil Asiens zieht. Hier, nur in tiefen Gruben unter der Erde lebend, des Lichts des Tages beraubt, er-

liegend fast unter der Last ihrer Arbeit, von allen Freuden und Bequemlichkeiten des Lebens abgeschieden, flossen schrecklich ihre Tage hin, und selbst der sonst so starke und muthige Mustapha drohte seinem Schicksale zu erliegen; nur der Spruch, der oft von seinen Lippen ertönte, wenn die Bürde des Daseins zu schwer auf ihm lastete, richtete ihn und die Seinen auf: »Allah lebt und wird die Wahrheit an den Tag bringen!«

Anders hatte sich indeß Omer Hassans Schicksal gestaltet. Die Gerichte sprachen ihm nicht nur zum Ersatz für den vermeinten, durch Mustapha erlittenen Schaden, das kleine Gütchen desselben zu, welches so lange schon das Ziel seiner Wünsche gewesen war, sondern seine Reichthümer vermehrten sich auch nach und nach so sehr, daß der damalige Großherr es für gut befand, einen so reichen und angesehenen Mann zum Statthalter der ganzen Provinz zu machen, indem er ihm zugleich die Würde eines Pascha's verlieh.

Omer Hassan sah sich jetzt auf dem Gipfel seiner Wünsche, denn nicht nur hatte er Ehre und Auszeichnung errungen, sondern auch Gelegenheit genug, seine ungezügelte Hab-

gier zu befriedigen, denn als Statthalter herrschte er fast unumschränkt und durfte sich so jede Gewaltthat erlauben. Man kann sich vorstellen, daß er diese Gelegenheit nicht unbenutzt ließ, sich des Vermögens seiner Untergebenen zu bemächtigen, und Keiner war ihm dabei mehr behülflich, als Muley Ibrahim, dessen Ansehen mit jedem Tage stieg, denn sein Herr glaubte ihn bei seinen Erpressungen nicht entbehren zu können.

Abu, jener verrätherische Sclave, der Mustapha und die Seinigen durch die falsche Aussage unglücklich machte, fand indeß den Lohn seiner Verrätherei, denn anstatt ihm die Freiheit zu geben, wie man versprochen hatte, suchte Muley Ibrahim ihn ermorden zu lassen, damit er nicht vielleicht in der Folge aussage, welchen schändlichen Betrug man sich in Hinsicht des unglücklichen Mustapha erlaubt habe, denn daß Muley Ibrahim das Erz selbst an die bezeichnete Stelle hatte schaffen lassen, werden meine geliebten Leser wohl schon längst errathen haben.

Abu errieth jedoch Muley's schändliche Absicht und rettete sich durch die Flucht; da er aber heimathlos umherirrte, wur-

de er eingefangen und vor den Richter geführt, der ihn, als einen entlaufenen Sclaven, dazu verdammte, gleichfalls in den Bergwerken des Taurus zu arbeiten, denn man hatte durch keine Marter von ihm erpressen können, welchem Herrn er früher angehört hatte. So fügte es das Schicksal, daß der Verräther das Loos derjenigen theilen mußte, die er in's Unglück gestürzt hatte, und es dauerte nicht lange, so begegneten und erkannten sich Mustapha und Abu an jenem Orte des Schreckens.

Wie bebte der verrätherische Abu, als er jetzt den Mann wieder sah, den er durch seine falsche Aussage so namenlos elend gemacht hatte, wie fürchtete er sich vor den gerechten Vorwürfen desselben! Aber Mustapha sah mit stiller Verachtung auf ihn, und kein Wort des Vorwurfs kam über seine Lippen; Abu war jetzt eben so unglücklich wie er, Abu hatte von der jedes Verbrechen bestrafenden Allmacht seinen verdienten Lohn erhalten, so war sein edles Herz nicht im Stande, noch mehr Leiden auf das Haupt des Schuldigen zu häufen.

Dieses edelmüthige Betragen rührte selbst das Herz dieses

Verworfenen, und zuerst im Leben bemächtigte sich das Gefühl der Reue desselben. Er stürzte zu Mustapha's Füßen und bekannte ihm unter heiß strömenden Thränen Alles — und Mustapha vergab ihm! —

5.

Indeß hatten die Bedrückungen und Grausamkeiten, welche sich Omer Hassan in seiner Statthalterschaft erlaubte, das Volk so gegen ihn aufgebracht, daß es sich gegen ihn empörte und zu den Waffen griff, um sich an seinem grausamen Unterdrücker zu rächen. Omer Hassan mußte entfliehen, aber seine Frauen — er besaß deren nach der Sitte des Morgenlandes viele — seine Kinder, mit Ausnahme seines einen kleinen Sohnes Abdallah, den er Gelegenheit hatte zu retten, so wie Muley Ibrahim wurden schrecklich von den Aufrührern ermordet, sein Palast wurde geschleift und der Erde gleich gemacht, seine Schätze geplündert, seine Gärten und Springbrunnen zerstört, seine reichen Vorrathshäuser in Brand gesteckt, kurz, er trug nichts davon, als das nackte Leben, das

zu verlieren er auch jeden Augenblick befürchten mußte, denn mit Wuthgeschrei forderte das empörte Volk sein Haupt.

In der Verkleidung eines Sclaven floh Omer Hassan von Ort zu Ort; wohin er kam, hörte er seinen Namen mit Fluch belastet nennen; er wagte in keine Hütte einzukehren, aus Furcht, verrathen zu werden und sein Leben einzubüßen, denn noch immer tobte der Aufruhr wild fort.

Das Volk erbrach die Gefängnisse, in denen unzählige Opfer seiner Grausamkeit schmachteten; die in den Bergwerken arbeitenden Sclaven wurden in Freiheit gesetzt und zerstreuten sich nach allen Seiten. Froh, das Licht des lang' entbehrten Tages wieder zu genießen, aber auch zugleich mit Furcht erfüllt, daß sie wieder zu dem vorigen Loose verdammt werden würden, wenn der Großherr durch seine Truppen den Aufruhr endlich gestillt haben würde, suchten sie Einöden auf, um sich darin zu verbergen.

Auch Mustapha und die Seinigen waren befreit worden, und von gleicher Furcht getrieben, verließen sie in Begleitung Abu's, der sie nicht wieder verlassen wollte, die Provinz Na=

tolien und eilten nach Arabien, in dessen Wüsten sie Schutz und Freiheit zu finden hofften.

Glücklich langten sie in der Syrischen Wüste an und ließen sich unter den Ruinen der ehemals so prächtigen Stadt Palmyra nieder. Die Bewohner des Dorfes Tadmor, welches die Ruinen in sich schließt, nahmen unsere Flüchtlinge freundlich auf und wiesen ihnen eine Strecke Land zum Bebauen, Material aus den Ueberbleibseln der ehemals so großen und herrlichen Stadt Palmyra zum Bau einer Hütte an.

Mustapha und seine Söhne waren gewohnt zu arbeiten; Abu, der durch Reue gebessert war, half fleißig mit, und so erhob sich bald aus den Ruinen eine freundliche, schöne Wohnung, die der Sitz jetzt wieder ganz glücklicher Menschen wurde.

Der Boden war überaus fruchtbar, die Bewohner der Umgegend freundlich gesinnt gegen unsre Flüchtlinge, und so fehlte es diesen bald an nichts mehr, denn der köstlichste Schatz, ein reines Bewußtsein, ein tugendhaftes Herz, hatten sie mit in die Wüste gebracht, und alles Uebrige gewährte ihnen ihr Fleiß.

Schöne, glückliche Tage gingen ihnen hier in diesem neuen Leben auf; Mustapha's beide Söhne führten zwei edle Jungfrauen, Töchter des Landes, als Gattinnen in die Hütte ihres Vaters, und bald umgab ein blühender Kreis von Enkeln die glücklichen Eltern. Von Tag zu Tag mehrte sich ihr Wohlstand, und da man den fleißigen, tugendhaften Mustapha bald nach Verdienst schätzte, erwählte man ihn einstimmig zum Kadi oder Richter des Dorfes Tadmor, und verehrte ihn, als sei er der Vater aller Familien des Orts.

6.

Früh an einem Morgen, als Abu das Haus verlassen hatte, um in einem andern Dorfe einige Geschäfte zu besorgen, sah er auf einer der Ruinen der ehemaligen Stadt einen Mann sitzen, dessen Kleidung höchst armselig und zerlumpt und ganz anders war, als man sie in dieser Gegend zu sehen gewohnt war; zu den Füßen dieses Mannes saß ein schöner Knabe, gleichfalls in Lumpen gehüllt, der einige Beeren, die aus den Trümmern hervorwuchsen, pflückte und aß; von Zeit zu

Zeit reichte er dem Alten davon, der sie begierig in den Mund steckte.

Neugier trieb Abu an, sich der Gruppe zu nähern, und ohne von dem Knaben bemerkt zu werden, der sich so gesetzt hatte, daß er ihm den Rücken zukehrte, kam er ganz dicht hinan.

»Steht die Sonne schon hoch am Himmel, Abdallah?« fragte der Alte den Knaben, »und erblickst Du in der Nähe Hütten, in die wir vielleicht einkehren könnten, um unsern Hunger zu stillen?«

Abu bebte, indem er die Worte vernahm — es war die Stimme von Omer Hassan, die er hörte! Schrecken und Furcht hielten ihn einige Augenblicke an seinem Platz gefesselt, und er wagte kaum zu athmen, um seine Gegenwart nicht zu verrathen.

»Die Sonne steht schon hoch, Vater,« entgegnete jetzt der Knabe; »aber Häuser erblicke ich nicht; vielleicht liegen sie jedoch hinter den vielen hohen Trümmern, unter denen wir sitzen; wenn Du willst, lasse ich Dich hier und sehe nach, ob



Pag: 234.

ich nicht menschliche Wohnungen in dieser öden Gegend entdecken kann.«

»Nein, Abdallah, verlaß Deinen blinden Vater nicht; wie leicht könnten Raubthiere oder gar böse Menschen kommen, die ihm des Lebens beraubten, wenn Du nicht mehr über ihn wachtest,« sagte Omer Hassan mit einem Seufzer. »Ich will noch etwas ausruhen,« fuhr er fort, »dann wollen wir vereint die Wanderung wieder antreten; Allah wird uns ja wohl endlich einen sichern Zufluchtsort schenken!«

»Den kann ich Dir anbieten,« sagte jetzt plötzlich Abu mit verstellter Stimme, denn die Bemerkung, daß Omer Hassan blind sei, hatte ihn von aller Furcht befreit.

»Wer spricht da?« sagte Omer mit dem Tone des höchsten Erschreckens; »war das nicht eine fremde Stimme, Abdallah?«

Der Knabe war jetzt aufgesprungen und starrte den fremden Mann erschrocken an. »Beruhige Dich,« fuhr Abu mit noch immer verstellter Stimme fort, »ich will Dir kein Leid zufügen, guter Knabe, und wenn ihr Beide mir folgen wollt, so ver-

spreche ich euch Schutz und eine gute Aufnahme im Hause meines Herrn, der Kadi des nahgelegnen Dorfes ist.«

»Gesegnet seist Du, wenn Du halten kannst, was Du eben versprochen hast,« sagte der blinde Omer. »Wir verschmachten fast vor Hunger und Durst in dieser Wüste und sind schon so lange auf der Reise, daß die müden Glieder nicht mehr fort wollen.«

»So folgt mir, ich will euch unter sichere Obhut bringen,« sagte Abu wieder, und Beide erhoben sich, um ihm zu folgen, der Knabe mit sichtbarer Freude, Omer aber mit geheimer Furcht im Herzen, die immer die Begleiterin früherer Verbrechen ist.

Als man bei Mustapha's Hause angelangt war, das unter herrlichen Dattelpalmen überaus reizend lag, befahl Abu den Wanderern, einen Augenblick auf ihn zu warten, weil er erst seinen Herrn von ihrer Gegenwart unterrichten müsse. Abdallah führte jetzt seinen Vater unter den Schatten eines schönen, großen Baumes und ließ sich dann behaglich neben diesem nieder, während Abu in das Haus eilte.

»Herr,« rief er, zu Mustapha in das Zimmer stürzend, »Herr, Allah hat Deinen bittersten Feind in Deine Hände gegeben: Omer Hassan, jetzt ein Bettler und erblindeter Greis, harrt draußen; verfahre also nach Deiner Neigung mit ihm. Die Stunde der Rache ist gekommen, Allah ist gerecht!«

»Wie!« rief Mustapha voll Erstaunen, »Omer draußen, und als Bettler vor meiner Thür? Er, der in so großem Glanze lebte, jetzt in solchem Elende und blind dazu? O wie wechseln die Schicksale der Menschen! Ja, gerecht ist Allah, und kein Schuldiger entgeht seiner Bestrafung!«

»Soll ich ihn hereinführen?« fragte jetzt Abu; »soll der glückliche Augenblick Deinem Leben nahen, wo Dein Herz an dem Vollgenuß der Rache sich sättigen kann?«

»Ja, führe ihn zu mir,« entgegnete ihm Mustapha nach einigem Nachdenken; »ich will mich an ihm rächen, wie es einem edlen Manne geziemt; Du aber, Abu, nenne ihm nicht meinen Namen, denn nie soll er ihn erfahren.«

Abu eilte fort, den Befehl seines Herrn — denn als solchen betrachtete er Mustapha — in Ausführung zu bringen, und schon nach wenigen Minuten trat Omer in Begleitung seines Sohnes in das Zimmer, geführt von Abu.

»Bereite den Fremdlingen ein Bad und sorge für Speise und Trank, so wie für anständigere Kleider,« sagte Mustapha zu Abu, der sich staunend entfernte. Dann wandte er sich an Omer, und diesem die Hand reichend sagte er: »Sei willkommen in meinem Hause, unglücklicher Greis, und auch Du lieber Knabe; so lange Ihr es für gut findet, mein Dach zu theilen, soll weder Sorge noch Mißgeschick Euch nahen.«

»Wer bist Du?« rief Omer; »welcher Engel hat Dich mir gesandt? O könnte ich nur Einmal Dein Antlitz schauen, nur Einmal die Züge des Mannes sehen, der so milde, freundliche Worte zu einem Unglücklichen spricht!«

Mustapha antwortete ihm nicht, denn sein Herz war zu voll Rührung, zu voll von den schönsten, erhabensten Empfindungen, als daß er nicht hätte fürchten müssen, die Bewegung sei-

nes Innern zu verrathen, wenn er in diesem Augenblick reden würde.

Abu erschien jetzt mit Speise und Trank, die von Omer und Abdallah begierig genossen wurden, denn lange Zeit hatten sie sich nur von Wurzeln und wilden Beeren genährt, und Mustapha entfernte sich, um seinen Kindern und seiner Gattin das Vorgefallene mitzutheilen. Man kann sich das Erstaunen Aller denken, aber auch nicht Einer von ihnen mißbilligte die edle Rache, welche der Vater an seinem unglücklichen Feinde zu nehmen beschlossen hatte.

Omer Hassan blieb von nun an in Mustapha's Hause, so wie auch sein Sohn Abdallah, der zu einem schönen, vortrefflichen Jünglinge unter der Leitung des edlen Feindes seines Vaters emporwuchs. Späterhin erfuhr man durch Fremde Omers Schicksale nach dessen Flucht. Der Großherr sandte zwar sogleich Truppen nach der empörten Provinz, um diese wieder zur Ordnung zurück zu führen, aber er verordnete auch zu gleicher Zeit die strengste Untersuchung der Amtsführung seines entflohenen Statthalters, und durch diese kamen alle die

Grausamkeiten und Unterdrückungen an den Tag, die Omer sich erlaubt hatte.

Der Großherr setzte jetzt, in gerechter Entrüstung, einen sehr hohen Preis auf Omer Hassans Kopf, denn Andern zum Beispiel wünschte er diesen treulosen Verwalter streng zu bestrafen. Omer erfuhr, daß er auch von Seiten der Regierung verfolgt werde, und das Maaß seines Unglücks schien jetzt voll zu sein. In Begleitung seines Sohnes, der noch ein Kind war, floh er von Ort zu Ort und hielt sich endlich nur in einer Höhle sicher, in der er mehrere Jahre in dem elendesten Zustande zubrachte. Die Höhle war feucht und eine ungesunde Luft erfüllte sie; da er es nun, aus Furcht entdeckt zu werden, nicht wagte, sie auch nur auf Augenblicke zu verlassen, wurde er krank, und diese Krankheit endete damit, daß er sein Gesicht einbüßte; als ein völlig Erblindeter verließ er diese Höhle endlich, die ihm zwar Schutz gewährt, aber ihn auch des köstlichsten aller Sinne beraubt hatte.

Die Furcht, daß Abdallah demselben Schicksale erliegen könnte, dem er erlag, trieb ihn aus diesem sichern Aufent-

halte

halte fort; sie durchirrten einen Theil Asiens, bewohnte Orte meidend und nur die unbewohnten Wüsten aufsuchend; so kamen sie endlich auch nach Palmyra, wo Abu sie finden und in Mustapha's Haus führen mußte.

So lange Omer auch bei seinem edlen Feinde lebte, erfuhr er doch nicht, wohin ihn das Schicksal geführt hatte, denn Mustapha's Edelmuth gestattete es ihm nicht, seinen unglücklichen Feind durch die Nachricht zu Boden zu drücken, wem er seine gegenwärtige bessere Lage zu verdanken habe.

Endlich war die große, ernste Stunde da, wo Omer von diesem Leben scheiden und einer andern Zukunft entgegen gehen sollte. Der Umgang mit dem edelmüthigen Mustapha, mehr noch seine großen Leiden, hatten sein einst so verderbtes Herz gereinigt und geläutert, und mit Reue und Trauer blickte er auf seine Vergangenheit zurück. Es war ihm ein Bedürfniß, sein ganzes Herz vor seinem edlen Feinde auszuschütten, und denselben mit allen Verirrungen seiner frühern Tage bekannt zu machen; auch des Unrechts, oder vielmehr der Sünde, ge-

gen den unschuldigen Mustapha gedachte er und bat Gott unter Reue=Thränen, diesen aus der schrecklichen, unverdienten Lage zu befreien, in die er den Unschuldigen durch seine Verbrechen gestürzt hatte.

»Beruhige Dich, Omer,« sagte Mustapha, die Hand des Sterbenden innig bewegt ergreifend; »und möge Allah Dir verzeihen, wie Mustapha Dir verziehen hat! Der Letztere blieb nicht ungerächt an Dir, — aber er hat Dir vergeben, und so kannst Du in Frieden von hinnen scheiden.«

»Wie!« rief Omer, seine letzten Kräfte anstrengend, »wie, Mustapha hätte sich an mir gerächt? Sah ich ihn doch nie wieder, erfuhr ich doch nichts von ihm und seinem Schicksale. Mir fluchend wird er im Elende gestorben sein und mich wegen meiner an ihm verübten Grausamkeit vor dem ewigen Richter jetzt anklagen!«

»Er lebt und segnet Dich,« sagte Mustapha gerührt, »denn Du warst es, der ihm das schönste erhabenste Gefühl seines Lebens gab, das einer befriedigten edlen Rache.«

»Wer bist Du, der Du Alles weißt, was auf mein früheres Leben Bezug hat, und auch dieses noch?« fragte ihn Omer mit ersterbender Stimme.

»Mustapha, Dein Feind bin ich,« entgegnete ihm dieser, »Dein Feind, der Dich segnet und Dir längst verziehen hat. Eine Rache, wie ich sie an Dir nahm, gebietet Allah, denn sein heiliges Wort sagt: »»Segnet die euch fluchen,«« und daß ich seinen Vorschriften getreu nachlebte, dafür ist mir der schönste Lohn in meinem Bewußtsein geworden. Du kannst jetzt mit Dir selbst durch Reue versöhnt sterben, und der Welt habe ich in Deinem Sohne ein edles Mitglied, einen trefflichen Bürger erhalten, auf den mein Auge nur mit Wonne und Stolz blickt, denn was er ist, ist mein Werk, ist die Frucht einer Rache, wie sie Allah seinen Gläubigen gebietet.«

»Gott segne Dich und mache viele Herzen dem Deinen gleich!« sagte der Sterbende, die Hände zum Gebete faltend. »Doch bedarfst Du weder des Lobes noch des Lohns, denn Beides trägst Du im Hochgefühl Deiner That in der eige-

nen Brust. Allah segne Dich, Mustapha, edler, vortrefflicher Feind! Allah segne Dich!«

Dies waren seine letzten Worte — seine Augenlieder schlossen sich und ein neuer, schöner Tag jenseits des Grabes dämmerte für ihn empor.

Gedruckt bei Carl Friedrich Amelang.

In der Buchhandlung von C. Fr. Amelang in Berlin (Brüderstraße No. 11.) erschienen, unter vielen anderen, nachfolgende empfehlenswürdige Werke, die sich zu Geschenken für die Jugend ganz besonders eignen:

Engel, Ino oder kleine Reise-Abenteuer zur Unterhaltung für die Jugend. gr. 12. Mit schönen illuminirten Kupfern, gestochen von Wachsmann. Gebunden 1 Thlr. 15 Sgr.

Freudenreich, Dr. Julius, Similde oder moralische, bildende und unterhaltende Erzählungen für Töchter von sechs bis zwölf Jahren. gr. 12. Zweite Auflage. Mit schönen illuminirten Kupfern. Gebunden 1 Thlr. 15 Sgr.

— — Arno oder bildende und unterhaltende Erzählungen für Knaben und Mädchen von sechs bis zwölf Jahren. gr. 12. Mit schönen illuminirten Kupfern, gestochen von Bretzing. Geb. 1 Thlr. 15 Sgr.

— — Hugo's und Lina's Erholungsstunden oder kleine Erzählungen zur Bildung des Herzens und der Sitten für Kinder von vier bis neun Jahren. 8. Engl. Velin-Druckpapier. Mit ausgemalten Kupfern. Sauber gebunden 1 Thlr.

Friedberg, Dr. J. E., Erstes Buch für Kinder, als Anleitung zum Nachdenken über mancherlei nützliche Gegenstände. 8. Mit 48 illuminirten Abbildungen. Gebunden 22½ Sgr.

Frölich, C., Ein Hundert und dreißig kleine unterhaltende Geschichten und moralische Erzählungen für die Jugend beiderlei Geschlechts. gr. 12. Weiß Druckpapier, mit 50 colorirten Kupfern von Meno Haas. Sauber gebunden 2 Thlr. 10 Sgr.

Gebauer, Dr. August (Hofrath), Vesta oder häuslicher Sinn und häusliches Leben. Zur Bildung des jugendlichen Geistes und Herzens für das Höhere. gr. 12 Engl. Velin-Druckpapier. Mit 12 illuminirten Kupfern nach Zeichnungen von L Wolf. Sauber gebunden.

Gottschalk, M. W., Titania, oder moralische Feenmärchen für Kinder. gr. 12. Mit schönen illuminirten Kupfern, gestochen von Meno Haas. Gebunden 1 Thlr. 15 Sgr.

Rockstroh, Dr. H., der Thiergarten zu Lilienthal. Ein unterhaltendes naturgeschichtliches Bilder- und Lesebuch für Knaben und Mädchen. gr. 12. Zweite verbesserte Auflage. Mit 20 ausgemalten Kupfern von Meno Haas. Sauber geb 1 Thlr. 22½ Sgr.

Selbiger, Fr., Neues ABC-, Lese- und Unterhaltungsbuch zur Entwickelung der Seelenkräfte der Jugend beiderlei Geschlechts. 8. Mit illuminirten Kupfern von Meno Haas. Zweite Auflage. Sauber gebunden 22½ Sgr.

— — neues Lese- und Unterhaltungsbuch zur Aufklärung des Verstandes und zur Veredlung des Herzens. 8. Mit ausgemalten Kupfern von Meno Haas. Sauber gebunden 22½ Sgr.

Selchow, Dr. Felix, Europa's Länder und Völker. Ein lehrreiches Unterhaltungsbuch für die gebildete Jugend. Drei Theile in gr. 8. mit 30 illuminirten Kupfern. Sauber gebunden 5 Thlr.

Sternau, Dr. Fr., Alwina. Eine Reihe unterhaltender Erzählungen zur Bildung des Herzens und der Sitten und zur Beförderung häuslicher Tugenden, für Töchter von sechs bis zwölf Jahren. gr. 12. Engl. Velin-Druckpapier. Mit schönen illuminirten Kupfern. Sauber gebunden 1 Thlr. 20 Sgr.

— — Palamedes, oder erweckende, belehrende und warnende Erzählungen für Söhne und Töchter von sechs bis zwölf Jahren. gr. 12. Mit illuminirten Kupfern. Engl. Velin-Druckpapier. Sauber gebunden 1 Thlr. 20 Sgr.

Thieme, (Moritz,) Edmund und Tony, die treuen Spielgefährten. Eine Bildungsschrift für die Jugend beiderlei Geschlechts von sechs bis zwölf Jahren. gr. 12. Engl. Velin-Druckpapier. Mit illuminirten Kupfern. Sauber gebunden.

Vollbeding, J. Chr., Aristan oder Schilderung menschlicher Geistesgröße und Herzensgüte zur Belebung der Frömmigkeit und Vaterlandsliebe in jugendlichen Herzen. 8. Dritte verbesserte Auflage. Mit 11 illuminirten Kupfern von Meno Haas und C. Maré. Gebunden 1 Thlr. 22½ Sgr.

— — kleines ABC- und Lesebuch. Eine Anleitung zum schnell Buchstabiren und Lesen lernen, nebst einer Auswahl kleiner Geschichten, Denksprüche, Naturdarstellungen und Gebete, für Kinder aller Stände. 12. Dritte Auflage. Mit 24 illumin. Kupfern. Geb. 17½ Sgr.

Wilmsen, F. P., der Mensch im Kriege oder Heldenmuth und Geistesgröße in Kriegsgeschichten aus alter und neuer Zeit. Ein historisches Bilderbuch für die Jugend. Dritte Auflage Mit 7 illuminirt. Kupfern von Mena Haas. fl. 4. Sauber geb. 1 Thlr. 25 Sgr.

— — Gustav's und Malwina's Bilderschule. Ein belehrendes

Buch für Kinder, welche anfangen zu lesen. gr. 12. Mit 13 illum. Kupfern. Dritte vermehrte Auflage. Geb. 1 Thlr. 7½ Sgr.

Wilmsen, F. P., Euphrosyne, oder deutsches Lesebuch, zur Bildung des Geistes und Herzens, für die Schule und das Haus. Zwei Theile in gr. 12. Zweite verbesserte Auflage. 500 Seiten. Engl. Druckpapier. Mit 14 illumin. Kupfern von Meno Haas. Sauber gebunden 2 Thlr. 22½ Sgr.

— — Die glücklichen Familien in Friedheim. Ein unterhaltendes und belehrendes Lesebuch für Knaben und Mädchen von 10 bis 14 Jahren. 8. Zweite, mit 10 neuen Kupfern von L. Wolf versehene Auflage. Sauber geb. 1 Thlr. 22½ Sgr.

— — Jucunde. Vierzig neue Erzählungen für Kinder von 6 bis 10 Jahren. In gr. 12. auf Rosenpapier. Mit 12 fein illuminirten Kupfern, gezeichnet von L. Wolf, gestochen von L. Meyer jun. Elegant gebunden 1 Thlr. 25 Sgr.

— — Kleine Geschichten für die Kinderstube. Ein Hülfsbuch für Mütter und Erzieherinnen. 8. Zweite verbesserte Auflage. Mit ausgemalten Kupfern. Sauber gebunden 1 Thlr. 15 Sgr.

— — Miranda, eine auserlesene Sammlung bewundernswürdiger und seltener Ereignisse und Erscheinungen der Kunst, der Natur und des Menschenlebens für die Jugend. gr. 12. Engl. Velin-Druckpapier. Mit zwölf sauber illuminirten Kupfern nach Zeichnungen von L. Wolf, gest. von L. Meyer jun. u. Laurens. Sauber geb. 2 Thlr. 20 Sgr.

Zuckschwerdt, Fr., (Königl. Lehrer am adeligen Cadettencorps in Berlin), Hermanns Tagebuch, oder der junge deutsche Patriot. Ein unterhaltendes Bilderbuch für Deutschlands Jugend, zur Erweckung und Belebung der Vaterlandsliebe. gr. 12. Zweite Auflage Mit ausgemalten Kupfern. Sauber gebunden 1 Thlr.

Bildungsschriften für die erwachsenere Jugend.

Langbein, A. F. E., Vacuna. Erzählungen für Freistunden, vorzüglich der Jugend. 8. Engl. Velin-Druckpapier. Mit 4 Kupfern nach Zeichnungen von Ramberg, gestochen von L. Meyer jun. Sauber geheftet 1 Thlr. 15 Sgr.

Mnemosyne. Erzählungen für die Jugend. Nach dem Englischen der Maria Edgeworth. 8. Engl. Velin-Druckpapier. Sauber geheftet 25 Sgr.

Petiscus, A. H. (Professor), Cäcilie oder der Muttersegen. Töchtern gebildeter Stände gewidmet. 8. Engl. Velin-Druckpapier. Sauber geheftet 1 Thlr. 15 Sgr.

— — Johannes oder der Vatersegen. Jünglingen gebildeter Stände gewidmet. 8. Engl. Velin-Druckp. Sauber geh. 1 Thlr. 15 Sgr.

— — Das Brautpaar, oder Anstandslehre für Jünglinge und Jungfrauen bei ihrem Eintritte in die höheren gesellschaftlichen Verhältnisse. 8. Engl. Velin-Druckpap. Mit schönem allegorischen Titelkupfer und Vignette, gezeichnet von L. Wolf, gestochen von L. Meyer jun. Sauber geheftet 1 Thlr. 15 Sgr.

— — Menschenwerth in Beispielen aus der Geschichte und dem täglichen Leben. Der Jugend zur lehrreichen Unterhaltung dargestellt. 500 Seiten in gr. 8. auf weißem Rosenpapier. Mit einem schönen historischen Titelkupfer und Vignette, gezeichnet von L. Wolf, gestochen von L. Meyer jun. Aeußerst saubrr geh. 1 Thlr. 20 Sgr.

Wilmsen, F. P., Hersiliens Lebensmorgen oder Jugendgeschichte eines geprüften und frommen Mädchens. Ein Buch für Jungfrauen. 8. Mit Titelkupfer und Vignette. Dritte Aufl. Geheftet 1 Thlr.

— — Theodora. Moralische Erzählungen für die weibliche Jugend. 8. Zweite verbesserte Auflage. Mit einem Titelkupfer, Vignette und Musik-Beilage. Geheftet 1 Thlr. 5 Sgr.

— — Eugenia, oder das Leben des Glaubens und der Liebe. Ein Seelengemälde für die Gefühlvollen des weiblichen Geschlechts. 8. Zweite vermehrte Auflage. Mit 3 ausgeführten Kupfern nach Zeichnungen von Study, gestoch. von Bretzing. Sauber geh. 1 Thlr. 22½ Sgr.

— — Heldengemälde, aus Roms, Deutschlands und Schwedens Vorzeit, der Jugend zur Erweckung aufgestellt. 8. Mit 3 Kupfern, von Meno Haas. Dritte vermehrte Aufl. Gebunden 1 Thlr. 7½ Sgr.

Ferner eignen sich zu zweckmäßigen Geschenken:

Bibel, Die, oder die ganze Heilige Schrift des alten und neuen Testaments, nach Dr. M. Luthers Uebersetzung. In drei verschiedenen

Stereotyp-Ausgaben. gr. 8. auf holländ. Postpapier, mit einem schönen Titelkupfer 3 Thlr.

Dieselbe auf englisch Druckpapier in gr. 8. mit einem Titelkupfer 1 Thlr. 25 Sgr.

Dieselbe in ord. 8. auf weißem Druckpapier ohne Kupfer 22½ Sgr.

Das Neue Testament unsers Herrn und Heilandes Jesu Christi, nach Dr. M. Luthers Uebersetzung. Stereotyp-Ausgabe. ord. 8. auf gewöhnl. Druckpapier 6¼ Sgr. In gr. 8. auf engl. Druckpap. 15 Sgr., auf holländ. Postpapier 20 Sgr.

Ehrenberg, Fr., (Königl. Hofprediger in Berlin), Seelengemälde. Zwei Theile. (I. Theil enthält: Agathe's Morgengedanken. II. Theil: Agathons Abendgedanken und Theobalds Nachtgedanken.) 8. complett 2 Thlr. 20 Sgr.

— — Blätter dem Genius der Weiblichkeit geweiht. 8. 1 Thlr. 22½ Sgr.

Gott mit dir! Andachtsbuch für gebildete Christen jüngern Alters. gr. 8. Zweite verbesserte und vermehrte Auflage. Mit Vignetten und einem schönen Titelkupfer. Sauber geh. 1 Thlr. 15 Sgr.

Grebitz, Caroline Eleonore, die besorgte Hausfrau in der Küche, Vorrathskammer und dem Küchengarten, oder deutliche und gründliche Anweisung, wie mit vorzüglicher Rücksicht auf Wohlfeilheit, Wohlgeschmack und zierliches Ansehen alle Arten der ausgesuchtesten Speisen, Backwerke, Compots, Cremes, Gelees, Gefrornes, Eingemachtes, Marmeladen, Säfte, warmer und kalter Getränke und Liqueurs auch ohne Vorkenntnisse zu bereiten und anzurichten sind, und wie das Brotbacken. die Besorgung des Milchwesens und der Butter, das Einschlachten, Einpökeln, Räuchern aller Fleischarten, mehrerer Geflügel und Fische, die Zubereitung aller Arten Würste, das Einsieden und Aufbewahren aller Arten zahmen und wilden Fleisches und Geflügels, das Mariniren der Fische, das Aufbewahren aller Arten Zugemüse, das Jahre lange Frischerhalten aller Obstarten, die Zubereitung verschiedener Essige, ein sehr vortheilhaftes verschiedenartiges Mästen mehrerlei Geflügels, die Anwendung allerlei Haushaltungsvortheile, das Seifesieden, Waschen der Wäsche, Lichte zu gießen und ziehen, und die monatlichen Verrichtungen im Küchengarten, in der Küche, im Keller und in der Vorrathskammer. Ein Handbuch für angehende

Hausfrauen und Wirthschafterinnen, vorzüglich in mittleren und kleineren Städten und auf dem Lande. 2 Theile, ord. 8. Zweite verb. und stark verm. Auflage. Zusammen 75 Bogen. 2 Thlr.

Grebitz, Caroline Eleonore, Hülfsbuch für Küche und Haushaltung, Feld- und Gartenbau, enthaltend eine deutliche Anweisung zum Bereiten sehr zierlicher und einfacher Backwerke, verschiedener Speisen, Getränke, Essige, Oele, Syrupe und Eingemachten, ferner eine Auswahl mehrerer Vortheile für die Haushaltung, sehr brauchbarer Bleich- und Färbe-Mittel, bewährter Tinten- und Tusch-Recepte, so wie einiger Vortheile und Anweisungen für den Feld- und Gartenbau. gr. 8. Sauber geheftet 22½ Sgr.

Langbein, A. F. E., Deutscher Liederkranz. Eine Auswahl der besten Gesänge für frohe Gesellschaften. Mit Beitrag einiger neuen Lieder. 8. Mit einem Titelkupfer und 19 Vignetten, gezeichnet von L. Wolf, gestochen von Meyer, Meno Haas, Wachsmann und L. Wolf. Sauber geheftet 2 Thlr. 7½ Sgr.

— — Ganymeda. Fabeln, Erzählungen und Romanzen zu Gedächtniß- und Rede-Uebungen der Jugend. 8. Zwei Theile. Geheftet à 25 Sgr. complett 1 Thlr. 20 Sgr.

Preuß, J. D. E., Siona. Herzenserhebungen in Morgen- und Abend-Andachten der vorzüglichsten deutschen Dichter. 8. Dritte vermehrte Auflage. Mit allegorischem Titelkupfer und Vignette. Sauber geheftet 1 Thlr. 15 Sgr.

— — Alemannia oder Sammlung der schönsten und erhabensten Stellen aus den Werken der vorzüglichsten Schriftsteller Deutschlands, zur Bildung und Erhaltung edler Gefühle. Ein Handbuch auf alle Tage des Jahres für Gebildete. Drei Theile, jeder Theil mit einem allegorischen Titelkupfer. 8 Sauber geheftet à 1 Thlr. complett 3 Thlr.

Pefiscus, A. H. (Prof.), Die Allgemeine Weltgeschichte. Zur leichtern Uebersicht ihrer Begebenheiten, so wie zum Selbstunterrichte faßlich dargestellt. Zwei Theile. gr. 8. Mit 18 Kupfern, 2 Landcharten und 8 Tabellen 4 Thlr. 15 Sgr.

— — Schul- und Hausbedarf aus der neuesten Geographie und Statistik. Zum Gebrauche in öffentlichen Lehranstalten, beim Selbstunterrichte und für Zeitungsleser bearbeitet. gr. 8. 2 Thlr.

— — Der Olymp, oder Mythologie der Aegypter, Griechen und Römer. Zum Selbstunterricht für die erwachsene Jugend und angehende

Künstler. 8. Mit 40 Kupfern, von Ludw. Meyer. Dritte verbesserte und vermehrte Auflage. Geh. 1 Thlr.

Spieker, Dr. C. W., Des Herrn Abendmahl. Ein Beicht- und Communionbuch für gebildete Christen. Zweite vermehrte Auflage. 8. Mit Titelkupfer und Vignette. Geheftet 1 Thlr.

— — Andachtsbuch für gebildete Christen. Zwei Theile. Vierte vermehrte und verbesserte Auflage. 8. Jeder Theil mit allegorischem Titelkupfer und Vignette. Geheftet complett 2 Thlr.

Scheibler, Sophie Wilhelmine, Allgemeines deutsches Kochbuch für bürgerliche Haushaltungen oder gründliche Anweisung, wie man ohne Vorkenntnisse alle Arten Speisen und Backwerk auf die wohlfeilste und schmackhafteste Art zubereiten kann. Ein unentbehrliches Handbuch für angehende Hausmütter, Haushälterinnen und Köchinnen. 8. Sechste durchaus verbesserte und vermehrte Auflage. Mit einem neuen Titelkupfer. 1 Thlr.

Singstock, G. E., (vormals Küchenmeister des Hochsel. Prinzen Heinrich von Preußen, Königl. Hoheit), Neuestes vollständigstes Handbuch der feinen Kochkunst, oder faßliche Anleitung zur schmackhaftesten Zubereitung aller Arten von Speisen nach deutschem, französischem und englischem Geschmacke, so wie der Fastenspeisen und Backwerke, nebst einer Anweisung zum Einmachen und Aufbewahren der Früchte, zur Anfertigung des Gefrornen, der Gelees, der Syrupe, der Getränke und der Essige; verbunden mit einigen Regeln zum Trocknen und Einpökeln des Fleisches, so wie zum Mästen des Geflügels, auch den zur Anordnung der Tafel. Auf 30jährige eigene Erfahrung gegründet, und mit 2391 Vorschriften belegt. Mit einer Vorrede begleitet vom Geheimen Rath Hermbstädt. Zweite durchgesehene, verbesserte und vermehrte Auflage. Drei Theile. gr. 8. Mit 2 Kupfertafeln. 2 Thlr.

System der Garten-Nelke, gestützt auf das allgemein geltende Weismantelsche Nelken-System; nebst einer, angehenden Blumenfreunden gewidmeten, Anleitung zur Erziehung, Wartung und Pflege der Nelke, und einem Anhange über die Kultur einiger andern Lieblingsblumen. Mit einer nach der Natur gemalten Nelkentabelle. gr. 8. Geheftet 22½ Sgr.

Vollbeding, Joh. Chr., Gemeinnützliches Wörterbuch zur richtigen Verdeutschung und verständlichen Erklärung der in unserer Sprache

vorkommenden fremden Ausdrücke. Für deutsche Geschäftsmänner, gebildete Frauenzimmer und Jünglinge. gr. 8. Dritte durchaus verbesserte und vermehrte Auflage. Geheftet 1 Thlr. 20 Sgr.

Vollbeding, Joh. Chr., Vollständiges mythologisches Wörterbuch nach den neuesten Forschungen und Berichtigungen für angehende Künstler, studirende Jünglinge und gebildete Frauenzimmer. 8. Mit Vignette. Sauber geheftet 1 Thlr. 7½ Sgr.

Wilmsen, F. P., Eusebia. Andachtsübungen in Gesängen, Gebeten und Betrachtungen für weibliche Erziehungsanstalten und für die Familienandacht. 8. Mit einem Titelkupfer. Geheftet 1 Thlr.

— — Die Schönheit der Natur, geschildert von deutschen Musterdichtern. Eine Blumenlese für die Jugend, zur Belebung des religiösen Gefühls und zur Uebung im Lesen mit Empfindung. 8. Mit allegorischem Titelkupfer und Vignette. Sauber geheftet 1 Thlr.

— — Vollständiges Handbuch der Naturgeschichte für die Jugend und ihre Lehrer. Drei Bände in gr. 8. auf schönem weißen Rasenpapier.

I. Band: Säugethiere und Vögel.
II. Band: Amphibien, Fische und Insekten.
III. Band: Gewürme, Pflanzen und Mineralien.

(Zusammen 192 Bogen stark.) Jeder Band mit einem allegorischen Titelkupfer u. Vignette, gezeichnet von Study und Lud. Wolf, gestochen von Berger und Meno Haas. Nebst 50 Kupfertafeln in Royal-Quarto, die merkwürdigsten naturhistorischen Gegenstände enthaltend, nach der Natur und den besten Hülfsmitteln gezeichnet von Bretzing, Ludw. Meyer, Müller und Weber. Gestochen von Bretzing, Gnimpel, Mena Haas, Friedr. Wilh. Meyer, Ludw. Meyer, Tissot und Wachsmann. Mit illuminirten Kupfern 12 Thlr. 15 Sgr.

Dasselbe Werk mit schwarzen Kupfern 9 Thlr.

Dasselbe ohne Kupfer 5 Thlr. 15 Sgr.

Wredow, J. C. L., Der Gartenfreund oder vollständiger auf Theorie und Erfahrung gegründeter Unterricht über die Behandlung des Bodens und Erziehung der Gewächse im Küchen-, Obst- und Blumengarten, in Verbindung mit dem Zimmer- und Fenstergarten, nebst einem Anhang über den Hopfenbau. Dritte Auflage. gr. 8. Mit einem allegorischen Titelkupfer. Geheftet 2 Thlr.

